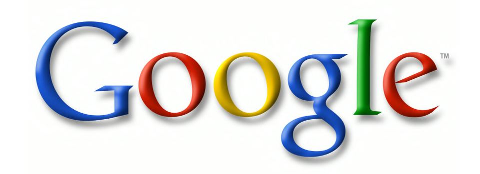



Arc
810
15
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmey, und Hugo Hoffmann,
Professor. Gymnasialoberlehrer.

Zwanzigstes Heft:

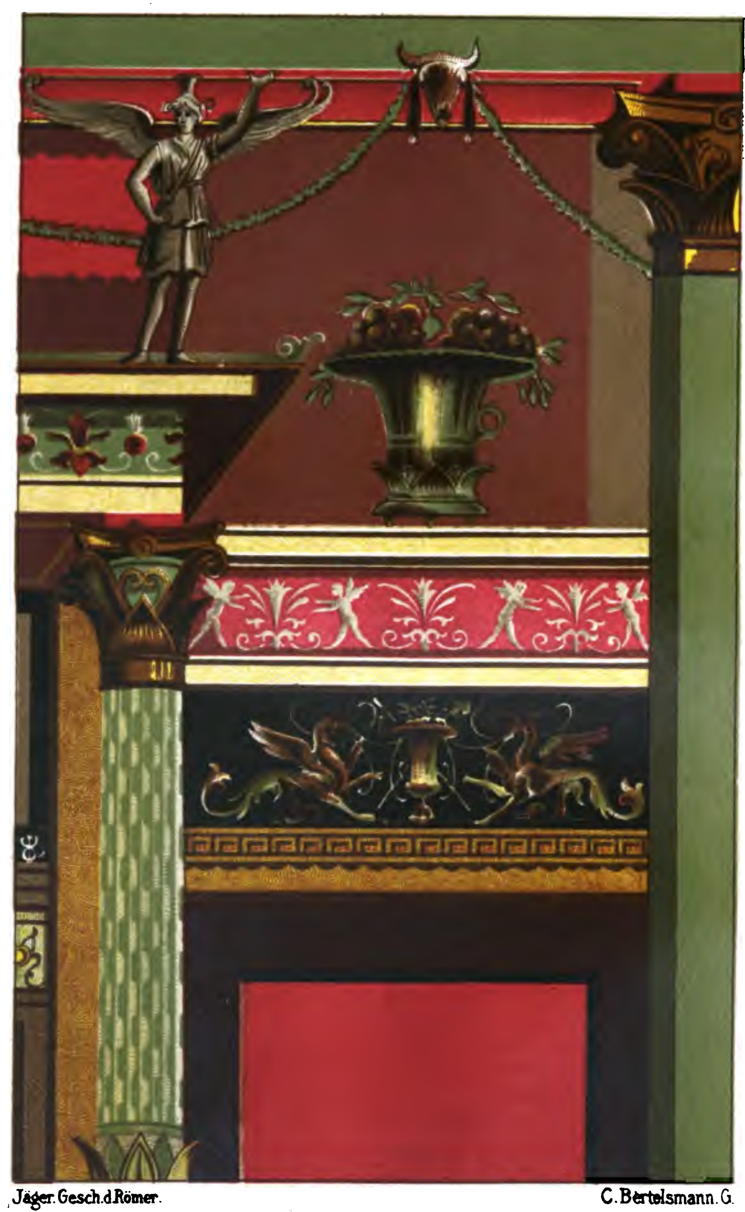
Aus Pompeji

von

Dr. Ernst Ziegeler.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1 8 9 5.



Jäger. Gesch. d. Römer. C. Bertelsmann. G.

WANDDECORATION AUS POMPEJI

Nach Mau.

Aus Pompeji.

Von

Dr. Ernst Ziegeler.

Mit 38 Abbildungen, einer Chromolithographie und einer Karte.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

Herrn Schulrat a. D.

Constantin Bulle

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Mein Buch will nicht die Wissenschaft bereichern, sondern auf Grund dessen, was ich gesehen und gelesen habe, eine erste Einführung in die verschüttete Stadt bieten. Es verzichtet daher auf Vollständigkeit und begnügt sich mit einer Beschreibung der interessantesten Denkmäler; es giebt auch die Inschriften nicht überall mit ängstlicher Buchstabentreue, sondern gestattet sich da leise Änderungen, wo diese das Verständnis erleichtern. Seine Grundlage bilden Briefe an meine Angehörigen aus dem Frühling des Jahres 1891; nach meiner Rückkehr erweiterte ich sie durch Heranziehung der sehr umfangreichen, absichtlich nicht bei jedem Schritte citierten Litteratur; endlich war es mir im Juli 1894 vergönnt, das Ganze unter Prof. Mau's Führung nochmals an Ort und Stelle zu revidieren. Wer eingehendere Belehrung sucht, mag zunächst das große Werk von Overbeck-Mau über Pompeji (4. Aufl. 1884) zur Hand nehmen. Ich benutze diese Gelegenheit, um Herrn Prof. Mau für die unermüdliche Geduld, mit der er meine schriftlichen und mündlichen Fragen beantwortete, nochmals herzlichen Dank zu sagen.

Bremen, im August 1894.

Inhaltsverzeichnis.

1.

Spät am Abend bin ich gestern mit der Bahn hier angekommen. Ein seltsames Gefühl, mit nichts zu vergleichen, wenn der Zug endlich anhält und der Schaffner gleichmütig „Pompeji" meldet. Außer mir stieg niemand aus. Ich schritt über die Bahn und ging dann auf der einsamen Landstraße die Viertelstunde bis zum Albergo del Sole. Die zarte Mondsichel stand am Himmel; über der Erde aber schwebte noch der Duft des Tages. Zur Linken hatte ich den Vesuv, dessen Gipfel von einem leichten Scheine glühte; das Meer zur Rechten, obwohl nur 2 km entfernt, blieb unsichtbar, doch hörte ich in der Stille der Nacht sein melodisches Rauschen. Auf den Bäumen der Landstraße lag weißlicher Staub, als hätte der gewaltige Berg jüngst wieder einen Aschenregen über die Landschaft gestreut; in Wirklichkeit war es der Kalkstaub der Straße, den am Tage die Wagen aufgewirbelt hatten. Endlich war das Albergo mit seinem flachen Dache erreicht, und ich trat in den Speisesaal, der gesondert von der anderen Haushaltung im Garten liegt. Nur ein Gast war anwesend, und während ich mein einfaches Abendbrot verzehrte, kam ich mit ihm ins Gespräch. Es war ein junger Baumeister J. aus Magdeburg. Als er mir seinen Namen nannte, ergab sich bald, daß ich mit seinem älteren Bruder in Leipzig studiert hatte. Damit hatten wir einen Anknüpfungspunkt gefunden, der zu weiterer Bekanntschaft führte. J. ist seit zwei Tagen hier und gedenkt noch einige Zeit zu bleiben. Er forderte mich auf, gleich morgen mit ihm den Vesuv zu besteigen, und ich ließ mich leicht bereit finden, Pompeji zuerst von da zu sehen, woher der Stadt ein so jähes Verderben kam. Wenn der Himmel ebenso klar ist wie heute, kann es eine schöne Tour werden.

2.

Heute morgen gegen 11 Uhr erschien Antonio, der bewährte Vesuvführer des Albergo del Sole, mit drei munteren Pferden.

Wie ein antiker Feldherr hielt er erst eine kleine Ansprache an uns und versicherte uns in der pathetischen Weise des Süditalieners seiner unbedingten Ergebenheit, worauf es endlich in raschem Trabe die Landstraße hinabging dem Berge entgegen, über dem auch heute jene aus Dampf gebildete Pinie schwebte, von der schon Plinius in einem seiner berühmten Briefe an Tacitus Meldung thut. Bei Boscoreale schlugen wir einen Seitenweg ein; hier beginnt der Anstieg, der anfangs sehr sanft ist, so daß die Pferde in flinkem Schritt auf gut gebahnten Wegen mühelos vorwärts kamen. Die Bewohner der kleinen Ortschaften, die sich dicht gedrängt am Hange des Vesuvs angesiedelt haben, treiben fast ausschließlich Weinbau. Eine Strecke ging es noch weiter an Weingärten und menschlichen Siedelungen vorbei, doch allmählich wurden die Rebenpflanzungen seltener; hie und da sahen wir schon die Spuren trauriger Verwüstung, bis uns endlich die schweigende Öde der Lavafelder umfing. Unmerklich war das Gespräch verstummt. Nach kaum zweistündigem Ritte wurde Halt gemacht: wir waren am Fuße des letzten Kegels. Antonios Junge, der vorausgelaufen war, blieb bei den Pferden, und wir hatten nun die Wahl, ob wir in der hohen Asche, drei Schritt vorwärts gehend und zwei zurücksinkend, emporklettern oder uns zur Rechten über feste Lavaschlacken und Geröll einen Weg suchen wollten. Der Führer empfahl das letztere, und wir wollten uns gerade in Bewegung setzen, als ein Trupp von Leuten herbeieilte und uns seine Dienste anbot. Es sind dies die sogenannten aiuti, bequemen Bergsteigern sehr willkommen. Sie umgürten sich mit einem ledernen Riemen, in den der Reisende greift, um rascher vorwärts zu kommen. Mit einiger Mühe erwehrten wir uns der Zudringlichen, da wir unseren eigenen Füßen vertrauten, und begannen, den steilen Abhang emporzuklettern. Gefahr ist nicht dabei, man braucht weder an feurige Lava noch an Stein- und Aschenregen zu denken, nur muß man bei jedem Schritte achtgeben, um sich nicht an den scharfen und zackigen Rändern der Lavastücke den Fuß zu verletzen oder auf dem wild übereinander geschobenen Gestein einen Fehltritt zu thun. Nach dreiviertel Stunden sauren Steigens kündigten uns Schwefeldämpfe an, daß wir oben waren. Noch einige Schritte, und wir standen auf dem breiten Rande des Kraters, in dessen Mitte wir die rotglühende Masse arbeiten sahen. Man hat durchaus das Gefühl,

als ob der wilde Feuerstrom nur durch eine höhere Macht gebändigt werde, und begreift leicht, wie sehr der Anblick eines solchen Vulkans die dichtende Phantasie der Alten anregen mußte. Nur ein mäßiger Rauch wirbelte in die reine Luft empor, aber in regelmäßigen Zwischenräumen flogen glühende Lavabrocken herauf, erreichten aber nie unseren Standort, sondern fielen meistens klirrend in den Schlund zurück. So konnten wir denn in völliger Sicherheit, immer auf dem Rande weiterschreitend, den ganzen Krater umkreisen und den unvergleichlichen Anblick von allen Seiten genießen; einen rascheren Schritt mußten wir nur an der Stelle einschlagen, wohin der Wind das Dampfgewölk trieb, denn in diesem Brodem atmet es sich schlecht.

Jetzt erst kamen wir dazu, den unbegrenzten Blick auf Land und Meer zu genießen. Weithin überschaut man die ebenen Fluren Kampaniens, wo Olivenpflanzungen mit silbergrauem Laube ausgestreut liegen, wo die Rebe wie im Altertum um die Ulme rankt und trotz solcher Beschattung der Boden noch reichliche Frucht trägt.

„Das Korn steht dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen."

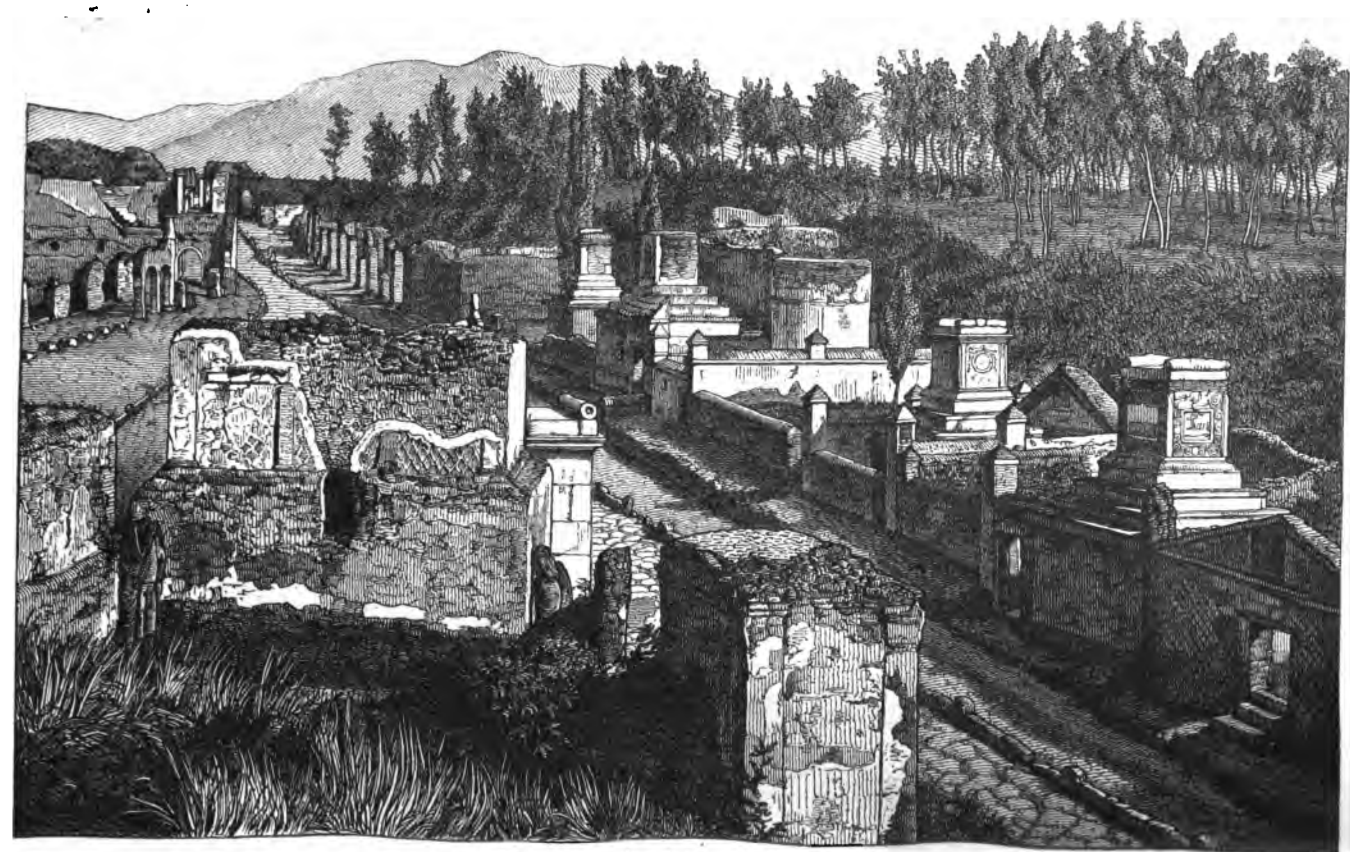
Die Aussicht aber nach der Küste zu und dem Meere mit seinen duftumflossenen Inseln wage ich nicht zu schildern; sie ist von überwältigender Schönheit. Vor acht Tagen hatte ich auf Kap Misenum gestanden, und die Aussicht von dort war mir als das Schönste erschienen, was meine Augen bis dahin gesehen hatten; angesichts dieser Schönheit aber verblaßte das Bild. Nun wandten wir den Blick nach Süden und suchten Pompeji. Von oben sieht man gerade hinein in die Stadt, die uns von diesem hohen Standorte gar klein vorkam, die Häuser fast wie Nürnberger Spielzeug, das artige Kinderhände aufgebaut haben. Es ist ja auch keine große Stadt: in kaum dreiviertel Stunden soll man sie umwandern können.

Der Abstieg ging uns fast zu schnell, da wir das Schauspiel des herrlichsten Sonnenunterganges gern noch länger genossen hätten. Je mehr die Sonne sank, desto dunkler wurde das Land, desto heller das Meer, und die schwarzblauen Inseln schwammen wie in Silber. Wir sprangen in die hohe Asche und liefen um die Wette den Abhang des Kegels hinab, mächtige Staubwolken hinter uns lassend. So waren wir bald wieder bei unseren

Pferden und erreichten nach einem raschen Ritte unser Albergo mit einbrechender Dunkelheit.

3.

Obgleich Pompeji auf einem uralten Lavastrome erbaut ist, der sich einst vom Vesuv nach dem Meere zu ergossen hat, so liegt es doch nicht offen und frei da, daß man es mit einem Blicke überschauen könnte. Wer sich der Stadt nähert, gewahrt sie anfangs gar nicht, denn hohe, spärlich übergrünte Wälle, die aus dem Schutte der Ausgrabungen aufgehäuft sind, verdecken die Aussicht. Erst hinter diesen Schutthalden erheben sich die alten Mauern mit ihren Thoren, deren man im ganzen acht zählt. Die meisten Reisenden betreten Pompeji im Westen durch das Seethor, die porta marina, wo der offizielle Eingang ist. Hier durchschreitet man gegen Zahlung von zwei Lire das Drehkreuz der Kontrolle und erhält einen uniformierten Führer zugewiesen. Es sind deren etwa sechzig angestellt, höfliche und wohlunterrichtete Leute, die nicht nur die 15—20 000 jährlichen Besucher Pompejis durch die Ruinen zu geleiten, sondern auch die Stadt bei Tage und bei Nacht — zu letzterem Zwecke haben sie Hunde und scharfe Patronen — zu bewachen haben. Da man uns beiden in Neapel eine Eintrittskarte für längere Dauer bewilligt hatte und wir somit ohne Begleitung eines Führers nach Belieben aus- und eingehen konnten, so bat ich meinen Gefährten, die Stadt von der Gräberstraße aus mit mir zu betreten. Was mich dazu trieb, war vielleicht die Erinnerung an eine andere Gräberstraße, auf der ich vier Jahre zuvor gewandelt war und die mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte: die Via Appia vor dem südlichen Thore Roms. Wer könnte sie auch vergessen, diese Königin der Straßen, mit ihren zerbröckelnden Grabdenkmälern, mit ihren baumumpflanzten Hügeln, die wieder nichts anderes sind als Grabdenkmäler und von denen man weit hinausschaut in die erhabene Öde der Campagna von Rom! Da gedenkt man gestorbener Zeiten und Völker und glaubt in den endlosen Strom der Geschichte zu blicken, der unsichtbar und allgewaltig um die Erde zieht. Anders ist der erste Eindruck der pompejanischen Gräberstraße. Schon der Ausblick in die fruchtbare, rebenübersponnene Landschaft duldet nicht jene süße Schwermut, welche die römische Campagna wohl bei jedem erweckt. Dazu kommt, daß die Grab-



Gräberstraße vor dem Herkulanerthor zu Pompeji.

denkmäler zum Teil trefflich erhalten sind und dicht aufeinander folgen, in traulicher Gemeinschaft mit den Stätten der Lebenden. So gedenkt man denn vielmehr daran, wie sich trotz Tod und Vergänglichkeit Leben an Leben knüpft. Es mag der Eindruck sein, den Goethe empfand, als er bei dem Anblicke griechischer Grabreliefs ausrief: „Der Wind. der von den Gräbern der Alten



Grabdenkmäler des Calventius Quietus und der Nävoleja Tyche.

her weht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel." Solche Gedanken beschäftigten uns, während wir beim herrlichsten Frühlingswetter die Gräberstraße auf und ab wandelten und die einzelnen Denkmäler betrachteten. Man sieht bald, daß hier lediglich Mitglieder der wohlhabenden Klassen bestattet sind; wo der Begräbnisplatz des niederen Volkes lag, ist bisher noch nicht er=

mittelt worden. Zu den besterhaltenen gehören die Denkmäler der Nävoleja Tyche und des Calventius Quietus, die auf unserem Bilde dargestellt sind. Beide zeigen einen hochaufgestuften Unterbau und tragen die Form von Altären, denn nach römischer Auffassung sind die Geister der Verstorbenen, die Manen, vergöttlichte Wesen, denen Opfer und Spenden zukommen; beide sind auch mit bildlichen Darstellungen und Inschriften geschmückt. Auf dem Grabaltar der Nävoleja Tyche ist inmitten einer schönen Akanthusranke ein Schiff dargestellt, dessen Segel gerefft werden. Am Ruder sitzt der Steuermann und lenkt das Fahrzeug zum erwünschten Ziele. Den Römern war der Vergleich des Lebens mit einer Seefahrt ganz geläufig; „je näher ich dem Tode komme," sagt Cato, „desto deutlicher glaube ich Land zu sehen und nach langer Fahrt endlich in den Hafen einzulaufen."[1])

Die Vorderseite dieses Altars trägt eine längere Inschrift, die wohl geeignet ist, uns einen Einblick in das Leben und Empfinden der hier Bestatteten zu eröffnen. Nävoleja Tyche war ursprünglich die Sklavin eines gewissen Lucius Nävolejus. Sie erlangte ihre Freilassung und heiratete den Munatius Faustus, gleichfalls einen Freigelassenen. Er muß, wie so viele seines Standes, ein wohlhabender und angesehener Mann gewesen sein, denn er besaß nicht nur Sklaven und Sklavinnen, sondern erwarb sich auch solche Verdienste um die Stadt, daß ihm die Behörde unter Zustimmung des Volkes „den Ehrensessel" zuerkannte. Das war ein Doppelsitz für **eine** Person, dessen sich der also Geehrte im Theater bedienen durfte. Man gestattete ihm also, sich gleichsam „für zwei breit zu machen," eine Sitte, die an die doppelten Ehrenportionen homerischer Helden erinnert. Für die Wertschätzung dieser Ehre ist nichts bezeichnender, als daß der Sessel auf der linken Seite des Grabaltars zu jedermanns Kenntnis als Relief abgebildet ist. Nach dem Tode des Munatius schenkte Nävo-

---

[1]) Cic. Cat. mai. § 71: . . ut, quo propius ad mortem accedam, quasi terram videre videar aliquandoque in portum ex longa navigatione esse venturus. — Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß andere in dem Schiffe lediglich eine Hindeutung auf den Handel des Verstorbenen sehen, der ein eigenes Schiff zur See hatte. Dafür könnte Petron. Sat. 71 angeführt werden, wo ein durch Seehandel reich gewordener Freigelassener seinem Testamentsvollstrecker aufträgt: te rogo, ut naves etiam monumenti mei facias plenis velis euntes.

leja ihren Sklaven und Sklavinnen die Freiheit und gab das Geschäft ihres Mannes auf; dann errichtete sie noch bei ihren Lebzeiten sich und dem Munatius das gemeinsame Grabdenkmal, das aber zugleich auch für ihre Freigelassenen bestimmt war. Sie scheint sich also ihrer Herkunft nicht geschämt, sondern ein warmes Herz für ihre früheren Standesgenossen behalten zu haben. Die Inschrift lautet: „Nävoleja Tyche, die Freigelassene des Lucius (Nävolejus), für sich und für C. Munatius Faustus, den Augustalen[1]) und Einwohner der Vorstadt. Ihm hat der Rat unter Zustimmung des Volkes wegen seiner Verdienste einen Ehrensessel zuerkannt. Dies Denkmal hat Nävoleja Tyche sich sowie ihren und des C. Munatius Faustus freigelassenen Sklaven und Sklavinnen noch bei Lebzeiten errichtet.“[2]) Über der Inschrift sieht man die Büste der Nävoleja; darunter ist ein Totenopfer dargestellt: Frauen und Männer tragen Spenden herbei, um sie über einem niedrigen Altar auszugießen. Der Unterbau des Denkmals enthält eine Grabkammer. Einst barg sie in Aschengefäßen die Reste aller hier Beigesetzten, denn in der damaligen Zeit pflegte man die Toten zu verbrennen. Als man am 14. Januar 1813 in Gegenwart der Königin Carolina Murat, welche sich sehr für die Ausgrabungen interessierte, die Grabkammer öffnete, war noch alles wohlerhalten. In Glasurnen, die des Schutzes wegen in Bleikapseln eingeschlossen waren, fand man verbrannte Gebeine vor, die in einer noch nicht eingetrockneten Mischung von Wasser, Wein und Öl schwammen, während die Thonurnen — einige stehen noch an Ort und Stelle — nur Knochen und Münzen enthielten.

In dem leeren Raume neben dem Grabe des Calventius Quietus strebt eine schlanke Cypresse wie ein schwarzer Obelisk auf, schon im Altertum der Baum der Trauer, seitdem der schöne

[1]) Die Augustalen waren ein aus wohlhabenden Freigelassenen bestehendes Kollegium, dem die göttliche Verehrung des Kaisers oblag. Gesellschaftlich zwischen den Ratsfamilien und den kleinen Leuten stehend, bildeten sie die Grundlage eines neuen Mittelstandes, der freilich von den städtischen Ämtern und den alten Priestertümern ausgeschlossen war, aber in fast allen Städten des römischen Reiches Macht und Einfluß gewann.

[2]) Naevoleia Luci liberta Tyche sibi et C. Munatio Fausto Augustali et pagano, cui decuriones consensu populi bisellium ob merita eius decreverunt. Hoc monumentum Naevoleia Tyche libertis suis libertabusque et C. Munati Fausti viva fecit.

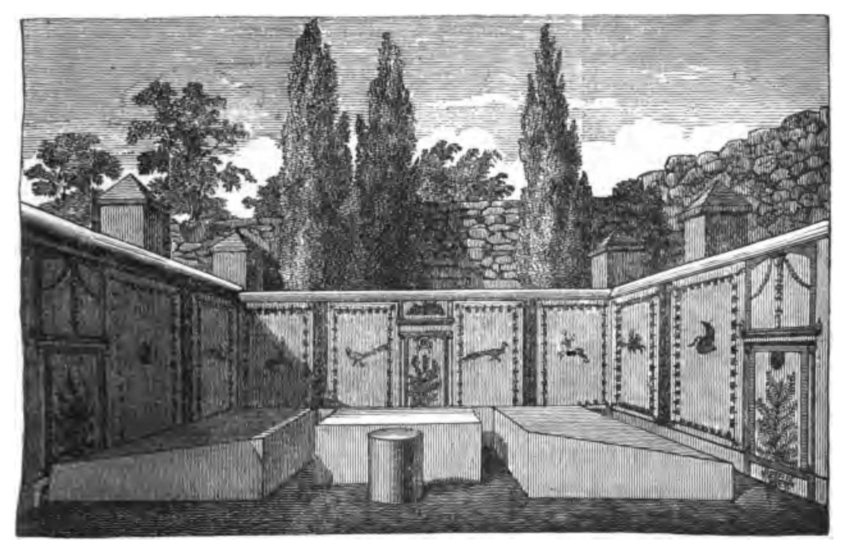
Cyparissus in ihre Gestalt verwandelt ward.[1]) Auch dem Calventius ist „wegen seiner Freigebigkeit," wie in der Inschrift bezeugt wird, der Ehrensessel zuerkannt worden, und daß er sich daneben noch andere Verdienste erworben haben muß, zeigen die auf zwei Seiten des Denkmals dargestellten Eichenkränze mit flatternden Bändern — falls sie nicht, wie andere meinen, eine Bezeichnung seiner Würde als Priester des Augustus sind —. Unsere Abbildung läßt außerdem die Umfassungsmauer deutlich erkennen, wodurch dieses Grab von den angrenzenden und von der Straße gesondert wird. Die Pfeiler dieser Mauer waren ursprünglich mit Stuckreliefs geschmückt, die wir nur noch aus älteren Abbildungen kennen. Dargestellt war Ödipus, der dem Rätsel der Sphinx nachsinnt — eine Versinnbildlichung der Klugheit des hier Bestatteten, während seine segensreiche Wirksamkeit durch das Bild des siegreichen Theseus und sein Glück durch Fortuna und Viktoria angedeutet wird. Andere Gräber sind als kleine Häuser in Tempelform gebaut; auch trifft man zwischen ihnen Ruhebänke und halbkreisförmige Nischen, die den Vorübergehenden zum Niedersitzen einladen. Denn die Alten scheinen jenes geheime Grauen nicht gekannt zu haben, das den modernen Menschen so leicht am Ruheplatze der Toten überkommt; gern ließen sie die Verstorbenen auch ferner unter sich wohnen. Der Tod war ihnen etwas Natürliches, was mit Gelassenheit ertragen werden müsse. War der erste stürmische Gefühlsausbruch vorüber, so waren sie weit davon entfernt, sich jener stillen Trauer, jenem tiefen Ernste hinzugeben, der für unser Empfinden so bezeichnend ist. Noch in anderer Hinsicht sind diese Plätze von Interesse; sie zeigen nämlich, wie sehr diejenigen irren, welche den Alten das Naturgefühl absprechen. Überall sind die Ruheplätze an Stellen angelegt, von wo man die Aussicht in die schöne Landschaft und nach dem prachtvollen Gebirge zu hat. Dort steht auch die runde Steinbank, auf der vor hundert Jahren Goethe saß. „Über die Lehne hinaus

---

[1]) Ov. Met. X 137—142:

In viridem verti coeperunt membra colorem,
Et modo qui nivea pendebant fronte capilli
Horrida caesaries fieri sumptoque rigore
Sidereum gracili spectare cacumine caelum.
Ingemuit tristisque deus ,lugebere nobis
Lugebisque alios aderisque dolentibus' inquit.

sieht man das Meer und die untergehende Sonne," sagt er in einem seiner Briefe. „Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens wert!" Dagegen berührt es uns höchst seltsam, wenn wir dicht neben dem Grabe der Nävoleja in einen rings ummauerten, aber unbedeckten Raum treten und darin den Ort erkennen, wo einst die Totenmahle für den hier Bestatteten abgehalten wurden. Unsere Abbildung zeigt an drei Seiten die aufgemauerten Plätze, wo



Restaurierte Ansicht des Triclinium funebre.

die Teilnehmer sich auf mitgebrachten Kissen und Polstern wie beim täglichen Mahle lagerten, in der Mitte den Tisch, und davor den Fuß eines Opferaltars. Dieser Altar deutet zugleich auf die richtige Auffassung des ganzen Mahles hin: es war im wesentlichen ein religiöser Brauch, und wir dürfen nicht an üppige Leichenschmäuse denken, wie sie bei uns auf dem Lande leider noch immer vielfach herkömmlich sind. Man verzehrte Wein, Brot und Früchte, auch Fleisch — in den Zwischenräumen der Gräber hat man noch die Knöchelchen gefunden — und gedachte dabei des Verstorbenen, der hier den Seinigen gleichsam das letzte Gastmahl gab. Denn die Vorstellung eines gemeinsamen Aufenthaltsortes aller Seelen war in Rom nie ganz durchgedrungen; die gewöhnliche Anschauung betrachtete das Grab als die Wohnung des Toten. — So suchten wir uns, die Gräberstraße auf- und abgehend, die

Einzelheiten der hier geübten Bestattungsweise lebendig zu vergegenwärtigen. Mein Begleiter, in Goethe nicht weniger belesen als in den Alten, citierte die Verse des Dichters, die ganz vom antiken Geiste eingegeben sind:

„O weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich,
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!
Und wenn die Glut mit tausend Wipfeln sich
Zum Himmel hob und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittich deutend sich bewegte,
Da trockneten die Thränen, freier Blick
Der Hinterlass'nen stieg dem neuen Gotte
In des Olymps verklärte Räume nach."

4.

Und nun gingen wir eine kurze Strecke die sanft ansteigende Landstraße weiter, durchschritten den zertrümmerten Thorbogen und standen in der Stadt, auf der die Asche des Vesuvs siebzehn Jahrhunderte gelegen hat, und die nur deshalb aufgedeckt zu sein scheint, um den realen Hintergrund des antiken Daseins unserem Verständnis einigermaßen zu erschließen und dann aufs neue zu versinken, diesmal aber für immer. Kein größerer Unterschied ist denkbar als zwischen Neapel und Pompeji: dort ein unablässiger, manchmal betäubender Lärm, hier ein tiefes, feierliches Schweigen. Alles Moderne ist mit einem Male dem Auge entzogen, und man braucht nicht, wie in Rom, eine fortwährende Sonderung verschiedener Epochen vorzunehmen. Uns war zu Sinne, als sei dieser Ort von einem furchtbaren Brande zerstört und von den erschreckten Bewohnern zeitweilig verlassen worden, so daß wir schwerlich sehr erstaunt gewesen wären, wenn ein Mann in der Toga oder eine Frau in der Tracht der Matronen aus einem Hause getreten oder um eine Straßenecke gebogen wäre. Und als wir weiter über das Forum schritten, vorbei an den verödeten Tempeln, da trat uns das Wort des Dichters auf die Lippen:

„Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!"

Auch hier machten wir die Erfahrung, daß das Eigentümliche eines jeden Gegenstandes doch nur aus dem unmittelbaren Anschauen zu uns spricht, mögen wir noch so viel davon gehört oder

gelesen haben. Nur mit einer Stadtruine wüßte ich Pompeji zu vergleichen, das ist jenes Ninfa am Fuße des Volskergebirges, auf welches man von der steilen Höhe Norbas hinabschaut.[1]) Aber Ninfa ist eine mittelalterliche Stadtruine voll malerischer Schönheit, und diese fehlt wieder Pompeji. Seine langen Straßen, an beiden Seiten von niedrigen Häusern ohne Dach eingefaßt, haben durchaus nichts von der krausen Mannigfaltigkeit mittelalterlicher Bauart; eher mögen sie einer orientalischen Stadt, etwa Tunis oder Aleppo, ähnlich sehen. Zwei breitere Straßen durchschneiden



Blick auf die Ruinenstätte von Pompeji.

die Stadt von Osten nach Westen, zwei ebenso angelegte von Süden nach Norden; auf sie münden fast alle Nebenstraßen, die selten einmal von der geraden Richtung abweichen. Wir gingen zunächst planlos hierhin und dorthin; überall tiefe Stille, nur die grünen Eidechsen, welche im Sonnenschein spielten, betrachteten die Fremdlinge neugierig, um dann schnell in Mauerspalten zu ver=

[1]) Gregorovius hat es meisterhaft beschrieben in den „Wanderjahren in Italien“, II S. 192.

schwinden. Daß Pompeji Festung gewesen ist und man also mit dem Raume sparsam umgehen mußte, sieht man schon daraus, daß die Straßen im allgemeinen nicht breit sind; ja manche erinnern durchaus an Venedig, denn sie sind so schmal, daß sie sich mit ausgespannten Armen sperren lassen. Vielleicht hat auch das heiße Klima diese Bauart befördert, da man nur so kühlen Schatten gewinnen konnte. Hatte doch selbst die Hauptstadt der Welt ähnliche Gassen, und man war vielfach unzufrieden damit, als Kaiser Nero nach dem großen Brande breitere anlegte.[1]) Die meisten Gassen sind 4 m breit, die Hauptstraßen etwa 7 m. Aus praktischen Gründen hat man sie mit allerlei Namen bezeichnet; so giebt es eine Merkurstraße, eine Nolanerstraße u. a., Benennungen, die indes nicht aus römischer Zeit stammen: da waren andere üblich, die uns zum Teil aus Inschriften bekannt sind (via Pompeiana, Jovia, Veneria). Gepflastert sind sie mit dem Material vorgeschichtlicher Vesuvausbrüche, mit großen Lavablöcken, wie die Straßen Neapels, nur daß man in Pompeji überall Fußsteige findet, während diese in Neapel vielfach vermißt werden. Der Dichter beschreibt das ganz richtig mit den Worten:

„Reinliche Gassen breiten sich aus; mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin."

In der Pflasterung der sehr hohen Fußsteige ist eine gewisse Verschiedenheit zu bemerken, je nach dem Geschmacke und den Mitteln des Hausbesitzers, der die Strecke vor seinem Hause legen mußte; meistens bestehen sie aber aus unregelmäßigen, in Mörtel gelegten Steinbrocken. Eingefaßt werden sie von kräftigen Hausteinen, in denen man häufig Löcher findet; ob diese den zur Stadt kommenden Landleuten wirklich dazu dienten, ihre Tiere anzubinden, oder ob sie nicht vielmehr dazu bestimmt waren, die vor den Läden befindlichen Zeltdächer festzuhalten, ist schwer auszumachen. Das Pflaster des Fahrdamms entspricht keineswegs überall der hohen Erwartung, die man vom römischen Straßenbau mitbringt; es ist vielfach so holperig, wie es heutzutage auch in ganz vernachlässigten kleinen Städten kaum zu finden sein dürfte.

---

[1]) Tac. Ann. XV 43: erant tamen, qui crederent veterem illam formam salubritati magis conduxisse, quoniam angustiae itinerum et altitudo tectorum non perinde solis vapore perrumperentur; at nunc patulam latitudinem et nulla umbra defensam graviore aestu ardescere.

An manchen Stellen sieht man noch die tiefen Geleise, welche von schweren Lastfuhrwerken herrühren, der beste Beweis, daß man Jahrhunderte verstreichen ließ, ohne an eine Besserung des abscheulichen Pflasters zu denken. Später war der Wagenverkehr in den italischen Städten so gut wie verboten. Für Ställe und Wagenremisen ist denn auch in den Häusern Pompejis, abgesehen von der Vorstadt, fast nirgends Platz; ferner hat man nicht nur auffallend wenig Reste von Wagen und Zugtieren gefunden — 1861—72 nur sieben Pferde neben 93 Menschenskeletten! —,



Abbondanzastraße in Pompeji.

sondern man sieht auch, wie manche Straßen für Wagenverkehr völlig gesperrt waren. Wer schnell vorwärts kommen wollte, ritt oder ließ sich, wenn er es zahlen konnte, in der Sänfte tragen; Waren wurden auf Sklaven- oder Lasttierrücken befördert; wollte man aber spazieren fahren, so fand man vor dem Thore den Standort der Lohnkutscher, der cisiarii. Noch eine andere Einrichtung erschwerte den Wagenverkehr aufs äußerste. In manchen Straßen sind nämlich quer über den Fahrdamm große, flache

Steine von der Höhe des Fußsteiges gelegt, die es dem Fußgänger gewiß sehr erleichterten, von einer Seite auf die andere zu gelangen, zumal wenn die heftigen und plötzlich hereinbrechenden Regengüsse des südlichen Winters die Straßen überfluteten. Weniger angenehm müssen diese kleinen Brückenpfeiler in älterer Zeit für den Wagenverkehr gewesen sein, dessen Spuren in Gestalt von Rillen überall zwischen den Trittsteinen vorhanden sind. Man hat freilich mit Recht darauf hingewiesen, daß im Altertum die Zugtiere nur an der Spitze der Deichsel befestigt waren, daß sie also, wegen ihrer größeren Beweglichkeit, viel leichter zwischen diesen Steinen durchkommen konnten, als bei moderner Bespannung möglich gewesen wäre; trotzdem ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die ganze Einrichtung ein wesentliches Hindernis für den Wagenverkehr bildete. Noch unangenehmer war es, bei Nacht durch diese Straßen zu gehen, denn es fehlte jede Beleuchtung. Späte Wanderer trugen Handlaternen, die den unsrigen ziemlich ähnlich waren. Die Sicherheit und Ordnung gewann wenig durch diesen Mangel einer festen Beleuchtung. Konstantinopel mit seinen dunklen Straßen und seinen Hunden, die sich heulend auf den Fremden werfen, hat darin die antike Überlieferung beibehalten.

Über die Abzugskanäle Pompejis fehlen noch genügende Untersuchungen; doch wird von kundiger Seite versichert, es sei ein sehr ausgedehntes und entwickeltes Kloakennetz vorhanden.[1]) Man wird annehmen dürfen, daß diese unterirdischen Kanäle, zu denen jedes Haus einen Abzug hatte, den Unrat in die nahe See entfernten. Daß Pompeji hinsichtlich der öffentlichen Reinlichkeit und Gesundheitspflege den Vergleich mit vielen neueren Städten nicht zu scheuen brauchte, beweist auch die reichliche Wasserversorgung. Die Leitung kam, wie Nachgrabungen im Jahre 1884 wahrscheinlich gemacht haben, von den Hügeln bei Nola, von wo jetzt wieder Neapel mit dem trefflichsten Trinkwasser versorgt wird. Unter dem Boden der Stadt hat man ein weitverzweigtes Netz von Bleiröhren aufgefunden, die offenbar das Wasser in die Häuser leiteten, denn in sehr vielen Häusern bemerkt man schön verzierte Springbrunnen und andere Wasserkünste. Es muß ein hübscher Anblick von der Straße aus gewesen sein und der ganzen Stadt ein heiteres Ansehen verliehen haben, wenn die Hausthüren sich

---

[1]) Mau, Führer durch Pompeji (1893), S. 10. 11.

öffneten und der Blick auf das rauschende Wasser mit dem rankenden Grün fiel.

An allen Straßenecken stehen noch Brunnen: einfache, viereckige Becken, deren Wände mit eisernen Klammern verbunden sind, dahinter ein großer Pfeiler, an dessen Rückseite die Leitungsröhre emporstieg, während an der Vorderseite eine Röhre das Wasser in das Bassin strömen ließ. Aber selten sind diese Pfeiler ohne Verzierung geblieben: sie enden in ein Löwenmaul oder eine Maske mit weitaufgerissener Mundöffnung; oder man sieht einen Hahn, der im eiligen Laufe ein Gefäß umgeworfen hat, oder einen Adler mit einem Hasen, aus dessen Maule das Wasser floß. Alle diese Brunnen stehen jetzt versiegt da, doch fehlt es nicht an Spuren fleißigen Gebrauches. In einer Straße steht ein Brunnen mit dem Kopfe der Fortuna; legt man die rechte Hand auf diesen Kopf und stützt die linke auf den Rand des Brunnens, als wolle man mit dem Munde das herabfließende Wasser auffangen, so greifen beide Hände in Vertiefungen, die viele Menschenalter zuvor unzählige andere Hände in den Stein gedrückt haben; wir sehen den Sklaven, den pompejanischen Knaben, der unter der Glut der kampanischen Sonne nach einem frischen Trunke lechzt und seinen Durst auf diese einfache Weise löscht. Von diesen interessanten Denkmälern fällt der Blick auf die Fronten der Häuser, und man ist erstaunt, wie einförmig sie fortlaufen, wie gering die architektonische Gliederung ist. Wo uns nicht graue Mauern entgegenstarren, die mit ihren zerrissenen, ungleichen Rändern den Anblick von Ruinen gewähren, ist die Außenseite ganz weiß oder zeigt höchstens einen dunklen Sockel; die Fenster sind klein, bisweilen vergittert und stets ohne künstlerische Ausgestaltung. Manche Straßen müssen auch, als die Häuser noch bewohnt waren, den Eindruck der Öde gemacht haben; andere waren dadurch belebter, daß die Vorderseiten zu Verkaufsläden, Garküchen oder Weinschenken eingerichtet waren, ganz so, wie man dies überall in den Vorstädten Neapels und auch sonst in Italien sieht. Entsprechend der modernen Weise, den Laden von der Straße her möglichst zu öffnen und die Schaufenster von der Erde bis zur Decke zu führen, waren die pompejanischen Läden nach der Straße zu in der vollen Breite und Höhe ihrer ganzen Front geöffnet. Doch waren diese viereckigen Räume von bescheidener Ausdehnung nur für den Kleinhandel hergerichtet; ihr Zweck war



Restaurierte Ansicht eines Ladens.

nicht der Aufputz, sondern das Geschäft. Der aufgemauerte, oft mit einer Marmorplatte belegte Ladentisch steht nach der Straße zu, biegt dann im rechten Winkel um und zieht sich in den Laden hinein, so daß er zugleich als Schranke dient; der Kunde stand also vor aller Augen auf der Straße und ward dort bedient, oder er trat in den schmalen Raum zwischen Tisch und Mauer. Die Verkaufsgegenstände lagerten im Hintergrunde auf steinernen Repositorien; Eßwaren zogen sich in Guirlandenform von einem Pfeiler zum andern. In den Ladentischen sieht man oft runde Öffnungen; darin standen große thönerne Gefäße mit Wein und Öl, aus denen mit der Füllkelle für den Verkauf geschöpft wurde. Das Öl vertrat auch in der antiken italienischen Küche die Stelle der Butter, und Wein war das allgemeine Getränk. Nach den Spuren, welche nasse Krüge und Trinkgefäße auf der Marmorplatte zurückgelassen haben sollten — frühere Reisende wollen sie noch bemerkt haben —, sahen wir uns natürlich vergebens um. Geschlossen wurden diese Läden am Abend mit einer beweglichen Bretterwand; in der Steinschwelle sieht man noch die gemeißelte Fuge, in die sie eingelassen wurde.

Mit den Läden wechseln Schenken ab, die sich manchmal durch allerlei Abzeichen bemerkbar machen; hier ist ein Bakchus auf den Ladenpfeiler gemalt, dort tragen zwei Männer an einer Stange einen Weinkrug; auch die Ziege, welche in Terrakotta vor einem Laden angebracht ist, war schwerlich das Abzeichen einer Milchhandlung, sondern einer Weinschenke, denn das Tier war dem Bakchus heilig und wurde ihm gewöhnlich geopfert. Trotz des heißen Klimas hatten die alten Pompejaner eine große Vorliebe für warme Getränke; es gab eine Art Glühwein, aus Wasser, Wein und Gewürz, Calda genannt, ferner ein Gemisch von Wein oder Most und Honig, das Mulsum hieß, und manches andere, unserem Geschmacke wenig zusagende Gebräu. Die Garküchen wurden wie die Herbergen nur von Leuten niederen Standes besucht; oft mochte es da so hergehen, wie es ein späterer Schriftsteller gelegentlich schildert: „Der Raum war ganz von dem Rauche der Küche erfüllt, der den Eintretenden zwang, die Nase zuzuhalten; auf quendelbekränzten Näpfen dufteten rötliche Würste; Töpfe dampften, Schüsseln klapperten, und die Gäste ließen unmelodische Gesänge ertönen.“[1]) Wer sich einmal in eine süditalienische Osteria gewagt hat, die noch nicht von der Kultur des modernen Reiseverkehrs umgewandelt ist, der wird gestehen, daß sich auch hier in den Sitten des tunicatus popellus (Hor. ep. I 7, 65) gegen die alte Zeit nicht viel verändert hat.

5.

Wir wollten heute die pompejanischen Theater aufsuchen, die im südlichen Stadtteile hart nebeneinander liegen; aber es war unmöglich. Der Regen goß in Strömen herab, und da die alten Gebäude der Stadt ohne Dächer sind, so fanden wir nirgends Schutz und waren schließlich froh, in das kleine Museum gleich rechts am Eingange flüchten zu können. Es enthält nicht Sachen ersten Ranges — die sind alle nach Neapel geschafft —, aber doch manches von Interesse. Wir sahen u. a. eine Menge Thon- und Bronzegeräte aus der verschütteten Stadt, eine Sammlung verkohlter Lebensmittel, mehrere Abgüsse von hölzernen Thüren, die sich in der Asche abgedrückt haben, und einen schönen Tisch aus

[1]) Freie Übersetzung von Sidonius Apollinaris Ep. VIII 11, 3, v. 41—54.

Terrakotta in Gestalt eines knieenden Atlas, dessen Platte schon in römischer Zeit zerbrochen und wieder ausgebessert war. Aber rührend und erschütternd zugleich war der Anblick der Gipsabgüsse von Pompejanern, die in dem zweiten und dritten Zimmer unter Glas sichtbar sind, so daß man sie von allen Seiten betrachten kann. Durch ein höchst sinnreiches Verfahren ist es dem früheren Leiter der Ausgrabungen, dem hochverdienten Fiorelli, gelungen, diese Abgüsse zu gewinnen. Die Masse nämlich, worin die Unglücklichen an dem verhängnisvollen Tage niedersanken, war anfangs so weich, daß sich ihre Körperformen darin abdrückten. Später zerfielen natürlich Körper und Gewandung zu Staub; die umhüllende Masse aber verdichtete sich, und so entstanden fertige Hohlräume, in denen nur die Knochenreste erhalten blieben. Diese Formen ließ Fiorelli durch eine oben angebrachte Öffnung mit Gips ausgießen, und als nun dieser erhärtet und aus der Asche herausgeschält war, hatte man den Anblick der armen Verstorbenen so, wie sie vor fast zweitausend Jahren im Todeskampfe zuckten. Es sind im ganzen fünfzehn Personen. Zwei völlig nackte Männer



Gipsabguß eines verschütteten Pompejaners.

liegen der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite; bei dem letzteren ist auch das grobknochige Gesicht noch wohlerhalten; ein dritter Mann liegt auf dem Rücken, die Hände sind zusammengepreßt, und man sieht, wie sich seine Gewänder infolge der krampfhaften Bewegungen der Beine auf die Brust hinaufgeschoben haben. Die Frauen liegen auf dem Gesichte; sie haben im Todeskampfe die Glieder hin- und hergeworfen; offenbar hatten die meisten einen schweren Tod. Eine drückt ihr Gesicht in ein Tuch, um einen letzten freien Atemzug ohne erstickende Asche zu thun; die Arme einer anderen sind weit ausgebreitet, als suchte sie nach

Hülfe; bei einer dritten steht die geballte linke Hand aufwärts, und an den zarten Fingern sieht man noch die Spuren silberner Ringe. Auch das traurige Geschick eines Hundes mag erwähnt werden. Wegen der zierlichen Beine und der verdrehten Haltung des Körpers war hier der Abguß besonders schwierig. Je mehr die Lapilli in das Haus eindrangen, desto höher stieg das unglückliche, hinter einer Thür angebundene Tier; es warf sich auf den Rücken, streckte die Beine in die Luft und verdrehte Hals nebst Kopf, um sich von dem Strick zu befreien, der durch einen am Halsbande befindlichen Ring geschlungen war, bis es endlich durch die Asche bedeckt und erstickt wurde.

Nichts trägt mehr als der Anblick dieser Abgüsse dazu bei, den Hergang des Ereignisses lebendig vor die Seele des Beschauers zu stellen. Die Verschüttung kann keine ganz plötzlich hereinbrechende gewesen sein, denn sonst hätten von den 30000 Bewohnern der Stadt noch viel mehr umkommen müssen, als wirklich umgekommen sind. Die meisten werden entflohen sein, als die losen Bimssteinbrocken niederzuregnen begannen, die jetzt die unterste Schicht in der Verschüttungsmasse bilden. Diese Steinchen, die sogenannten Lapilli, sind von ganz verschiedener Größe und tragen eine weiße oder weißgraue Farbe. Sie können nicht direkt vom Vesuv hierher geschleudert sein, sondern müssen, wie schon Goethe bemerkt, „eine Zeitlang wolkenartig in der Luft geschwebt haben, bis sie endlich über diesem unglücklichen Orte niedergingen." Den Tod fand nur, wer sich zu spät auf die Flucht machte oder umkehrte, um von seiner Habe zu retten, was zu retten war. Während die Saumseligen noch in der Stadt weilten, hatte jene Lapillimasse die Straßen bereits 2 m hoch angefüllt, und als der Steinregen nachließ, folgte ihm alsbald, wahrscheinlich begleitet von heißen Wassergüssen, der noch verhängnisvollere Aschenregen, der gleichfalls eine etwa 2 m hohe Schicht bildete.

So ward den Unglücklichen entweder der Ausgang aus ihren Häusern versperrt, oder sie versanken draußen in der immer mehr anwachsenden Verschüttungsmasse und erstickten. Einige mögen auch durch das gleichzeitige Erdbeben umgekommen sein; wenigstens hat man nahe beim Jupitertempel unter einer umgestürzten Säule ein Skelett gefunden. Wie viele im ganzen getötet worden sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da die älteren Angaben hierüber zu schwankend sind; einen Maßstab giebt aber immerhin

die sicher verbürgte Thatsache, daß man während der Jahre 1861 bis 1878 nicht weniger als 116 menschliche Gerippe gefunden hat. Es läßt sich danach berechnen, daß innerhalb der Mauern Pompejis gegen zweitausend Menschen den Tod gefunden haben. Auch außerhalb der Stadt müssen von den Flüchtlingen manche umgekommen sein. So fand man im Jahre 1880 und 1881 bei Gelegenheit von Ausgrabungen vor einem der südlichen Thore außer wertvollen Goldsachen gegen zweihundert Skelette, die uns zeigen, daß manche der Bewohner geflüchtet waren und Schutz in den Gebäuden außerhalb des Thores gesucht hatten. — Wir verließen nun endlich das Museum, um unsere Wanderung durch die Stadt fortzusetzen. Aber immer aufs neue störten uns heftige Regengüsse, und uns blieb nichts anderes übrig, als nach unserem Albergo zurückzukehren, wo wir uns eine behagliche Ecke suchten und die Briefe des Plinius über die Verschüttung Pompejis hervorholten, die mein eifriger Gefährte sogar in der Originalsprache mit sich führte. Sie ganz mitzuteilen, wäre zu lang; so mag denn ein kurzer Auszug genügen. Plinius erzählt zunächst, wie am 24. Aug. des Jahres 79 eine Wolke von ungewöhnlicher Gestalt und Größe am Vesuv aufgestiegen sei. „Ich kann keine genauere Beschreibung ihrer Gestalt geben," fährt er fort, „als indem ich sie mit der eines Pinienbaumes vergleiche, denn sie stieg wie mit einem ganz langen Stamme in die Höhe und breitete sich oben in Verzweigungen aus, indem sie, glaube ich, zuerst von einem frischen Windstoß in die Höhe getrieben wurde, dann aber, wo der Wind schwächer wurde oder ihr eigenes Gewicht zur Geltung kam, in die Breite zerfloß. Stellenweise sah sie glänzend, anderswo schmutzig und gefleckt aus, je nachdem sie mehr oder weniger Erde und Asche emporführte." Dann wird weiter erzählt, wie der ältere Plinius, der Oheim des Briefschreibers, sich zu Schiffe von Misenum aufmachte, um seine Freunde am Fuße des Vesuvs zu retten, wobei der dichter werdende und mit Bimssteinstücken untermischte Aschenregen in sein Schiff stürzte. „Mittlerweile stiegen vom Vesuv an verschiedenen Orten breite Flammensäulen empor, und der helle Schein dieses Feuers wurde durch das Dunkel der Nacht noch verklärt." Trotzdem landete Plinius zu Stabiä, mußte aber bald das Haus, wohin er sich begeben hatte, wieder verlassen, weil Asche und Steine den Ausgang zu versperren drohten. Er versuchte nun, mit seinen

Begleitern nach dem Meere hin zu entkommen, wobei sie sich Kissen auf den Kopf banden, um sich gegen die herabfallenden Massen zu schützen. Aber die Abfahrt war unmöglich, weil das Meer wild und ungestüm blieb; die giftigen Gase betäubten den schon älteren und etwas schwerfälligen Mann, er sank zu Boden und fand sein Ende. „Als es endlich Tag wurde — der dritte von dem an gerechnet, den er zuletzt gesehen —, fand man seinen Körper unversehrt und in seiner Kleidung, das Aussehen mehr dem eines Schlafenden als eines Toten ähnlich." — In dem zweiten Briefe heißt es weiter: „Schon mehrere Tage vor dem Ausbruch waren minder heftige Erdstöße zu spüren gewesen, die jedoch wenig beachtet wurden, weil das in Kampanien etwas Gewöhnliches ist: in der Nacht aber (nach dem Ausbruch) nahmen sie so zu, daß sie alles um uns her nicht nur bewegten, sondern umzuwerfen drohten." Am nächsten Morgen war das Licht äußerst matt und dämmerig; die Wagen, worin der jüngere Plinius mit seiner Mutter die Stadt Misenum verließ, wurden von Erdstößen hin- und hergeworfen. Das Meer schien sich vom Lande zurückzuziehen, getrieben von den krampfhaften Bewegungen der Erde, so daß sich der Strand erweiterte und Seetiere im trockenen Sande liegen blieben. „Auf der entgegengesetzten Seite brachen aus einer furchtbaren schwarzen Wolke große Flammen hervor, die wie Blitze aussahen, aber größer waren. . . Aschenregen, obgleich noch nicht sonderlich stark, begann zu fallen. Ich blickte zurück: dichte Finsternis lag hinter uns und kam, wie ein sich auf die Erde ergießender Strom, uns immer näher. Wir wollen ausweichen, sagte ich, so lange wir noch sehen können, damit wir nicht auf der Straße von der Masse der Nachfolgenden in der Finsternis zertreten werden. Kaum hatten wir uns hier niedergesetzt, so umfing uns tiefes Dunkel, nicht wie in mondloser oder bewölkter Nacht, sondern wie wenn man in geschlossenem Raume das Licht löscht. Man hörte Weiber kreischen, Kinder jammern, Männer lärmen, sie riefen nach Eltern, Kindern und Gatten; nur an der Stimme erkannten sie sich. Einige klagten über ihr eigenes Schicksal, andere über das der Ihrigen. Aus Todesfurcht erflehten manche den Tod; viele erhoben die Hände zu den Göttern, aber die meisten glaubten, auch mit den Göttern sei es jetzt aus, die letzte, die ewige Nacht sei über die Welt hereingebrochen. Wieder begann dicht und schwer der Aschenregen;

wir mußten von Zeit zu Zeit aufstehen und ihn abschütteln, um nicht von ihm bedeckt und erdrückt zu werden. . . Endlich lichtete sich die Finsternis und verwandelte sich in eine Art Rauch oder Nebel; dann wurde es wirklich Tag, und auch die Sonne kam wieder zum Vorschein, obgleich nur sehr trübe, etwa wie bei einer Sonnenfinsternis. Die ganze Gegend erschien wie verändert und von einer hohen Aschendecke gleich Schnee eingehüllt." Die Vorgänge, welche Plinius hier ebenso anschaulich wie ergreifend schildert, werden sich, nur mit gesteigerter Heftigkeit, in Pompeji selbst wiederholt haben, denn während Misenum in gerader Linie 29 km vom Vesuv liegt, sind es bis Pompeji etwa nur 9 km. Mit viel größerer Lebendigkeit und Ausführlichkeit hat bekanntlich Bulwer in den „letzten Tagen von Pompeji" die Zerstörung dargestellt; dennoch wird man immer wieder mit Interesse zu der einfacheren Erzählung des Plinius zurückkehren, weil sie den Vorzug hat, von einem Augenzeugen herzurühren. — Wie es unmittelbar nach der Verschüttung auf der Stätte Pompejis aussah, berichtet uns kein antiker Schriftsteller, und so mag denn die Phantasie des modernen Dichters hier ergänzend eintreten. In Gregorovius' Euphorion heißt es von der unglücklichen Stadt:

. . . Von Asche ein schwärzliches Bahrtuch
Breitete über sie hin der Vesuv, daß nirgend ein Tempel,
Nimmer Theater zu sehn, noch Markt, noch irgend ein Wohnhaus,
Sondern das nickende Haupt streckt auf aus ragendem Staube,
Einem Ertrunkenen gleich, bald hier bald dorten ein dorisch
Säulengeknauf und ein gipfelnder Kamm des zerzauseten Turmes.
Ach! und der Leichen ein Heer! in Lava starrend, im Sande,
Oder in schlammiger Flut mit des Meeres Untieren gemenget,
Welche die See nun wälzt, die entsetzte, in schaudernder Woge,
Samt der zerschlagenen Schiff' anprallenden Masten und Kielen.
Und es erhebt Staubwirbel der Wind wie in Libyas Wüste;
Über Pompeji tanzt Wuttänze des Todes die Asche.

Wäre ein solches Unglück in unseren Tagen geschehen, so würde sich die Kunde davon in vierundzwanzig Stunden über die ganze Welt verbreiten. In den Tagen des Titus mag leicht die doppelte Zeit vergangen sein, bis das Geschehene in Rom kund ward; doch muß zu Ehren des Kaisers gesagt werden, daß er seine Maßregeln mit lobenswerter Schnelligkeit traf. Nicht nur, daß er den Überlebenden seine Teilnahme aussprach, er ließ auch eine Kommission zusammentreten, die sich der Notleidenden anzu=

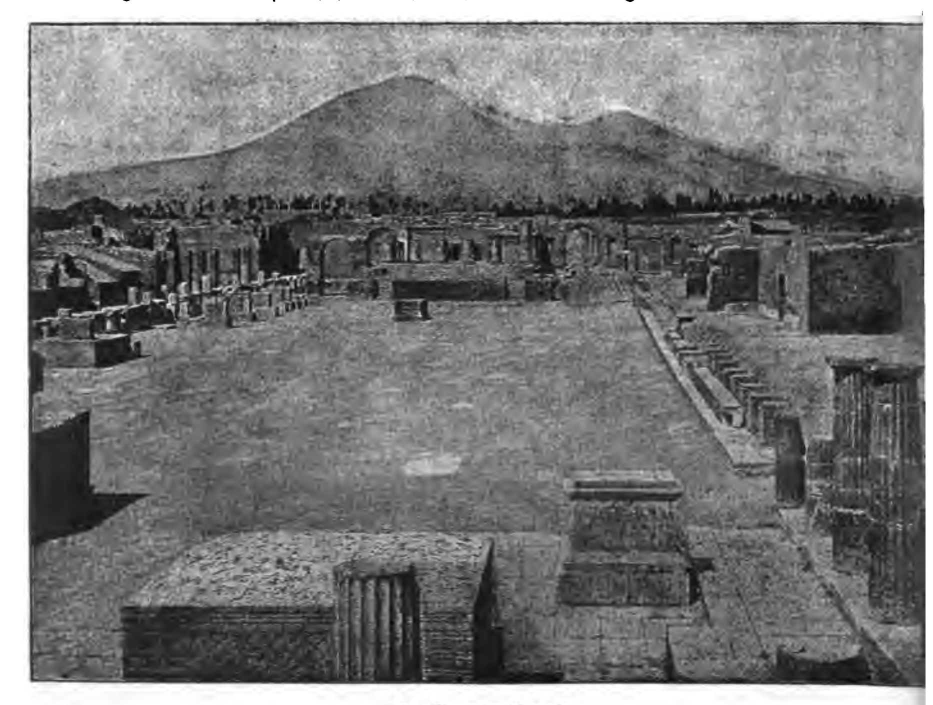
nehmen hatte, und bestimmte, daß der Besitz der ohne Erben Umgekommenen denen zufallen solle, die alle Mittel zum Lebensunterhalt verloren hatten.[1]) Was nun weiter geschah, wissen wir nicht. Aus der Beschaffenheit der Ruinen läßt sich aber erkennen, daß manche der früheren Bewohner es unternahmen, die Lage ihrer verschütteten Häuser ausfindig zu machen, um durch Nachgrabungen einen Teil ihrer Wertsachen wiederzugewinnen. Dann hat man lange Zeit besonders die öffentlichen Gebäude, die ja aus der Asche hervorragten, als Steinbrüche benutzt, bis man endlich die Stadt als für weitere Nachgrabungen nicht lohnend bei Seite ließ. Neue Ausbrüche des Berges machten die Decke immer dichter und undurchdringlicher; auf ihr erhoben sich Wein- und Obstgelände, Gärten und ein dichtes Gehölz. So verschwand endlich für viele Jahrhunderte jegliche Kunde von Pompeji. Die Wiederentdeckung beginnt in den Jahren 1594—1600, wo man eine Wasserleitung vom Sarnusflusse quer durch die alte Stadt nach Torre dell' Annunziata legte und dabei mehrere jetzt wieder verlorene Inschriften fand. Aber die eigentliche Ausgrabung begann erst 1748; freilich ging man anfangs recht planlos zu Werke. Den leitenden Persönlichkeiten kam es in falschem Sammlerinteresse nur darauf an, Gegenstände von Wert zu finden, und selbst diese nahm man in höchst mangelhafte Obacht, so daß viele Sachen verschleudert oder gestohlen wurden. Röhren von Wasserleitungen wurden als altes Blei eingeschmolzen, der Marmor wurde verschleppt, die Bronzen mit wenig Verständnis gereinigt. Vorübergehend wurde es besser in der Zeit, wo Neapel unter französischer Herrschaft stand, dauernd erst im Jahre 1861, als das Land eine Provinz des geeinigten Königreichs Italien geworden war. Damals entwarf Professor Fiorelli den Plan, nach dem jetzt methodisch weitergegraben wird. Man hat berechnet, daß in etwa fünfzig Jahren die ganze Stadt wieder aufgedeckt sein wird, wenn man die Arbeiten in der bisherigen Weise fortsetzt. Augenblicklich ist die Zahl der Arbeiter sehr schwankend, je nach den zeitweilig vorhandenen Mitteln. Fest ausgesetzt sind nur 8000 Lire jährlich; dazu kommt aber noch der Ertrag des Eintrittsgeldes für das Museum und Pompeji, das in den letzten Jahren bis gegen

[1]) Suet. Tit. c. 8: Parentis affectum unicum praestitit, nunc consolando per edicta, nunc opitulando, quatenus suppeteret facultas. . .

60000 Lire betragen hat. Es ist für die Ausgrabungen in Süditalien bestimmt, kommt aber größtenteils Pompeji zu gute.[1])

6.

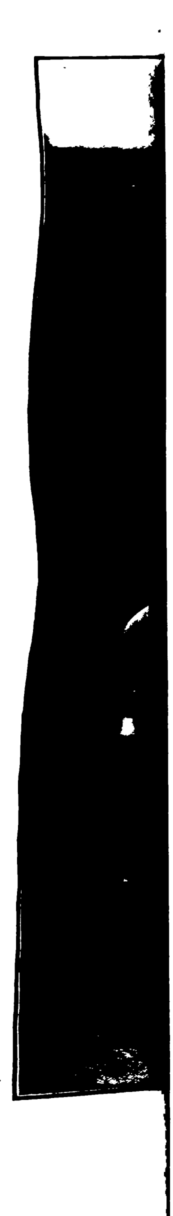
Verfolgt man vom Seethore aus die Via Marina in östlicher Richtung weiter, so gelangt man auf einen großen Platz, der ein längliches Rechteck bildet. Es ist der Mittelpunkt der Stadt, das **Forum von Pompeji**. Ursprünglich war das Forum nichts anderes



Das Forum zu Pompeji.

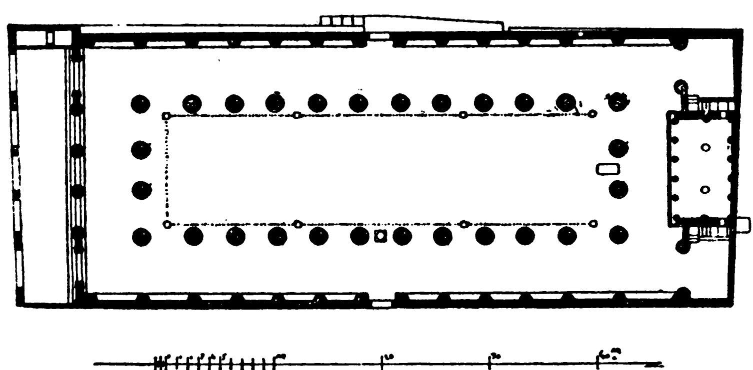
als ein Marktplatz. Auch später, in römischer Zeit, war hier der Sitz des Kornhandels, und auf dem Pflaster stellten die Metallwarenhändler ihren Vorrat von bronzenen Gefäßen und Eisengerät gerade so aus, wie das ihre Nachkommen in Neapel noch heute

[1]) Nach brieflicher Mitteilung von Professor Mau. Ich selbst kann von Ausgrabungen, die ich gesehen, nicht viel berichten. Bei meinem ersten Aufenthalte in Pompeji wurde in kleinen und unbedeutenden Häusern ohne sonderlichen Erfolg gegraben; als ich im Juli 1894 wieder dort war, ruhten die Ausgrabungen ganz, wie immer in den drei Sommermonaten.



thun. Als aber die Bevölkerung wuchs, genügte das Forum dem Verkehre nicht mehr, so daß der Verkauf von Lebensmitteln und der Viehhandel nach anderen Plätzen verlegt werden mußten. Erst jetzt konnte das Forum vor allem dem Zwecke dienen, wofür es nebenbei schon immer bestimmt gewesen war: dem bürgerlichen Verkehre. Hier wählte das Volk seine jährlichen Beamten und faßte in Zeiten der Belagerung den mannhaften Entschluß, bis aufs äußerste Widerstand zu leisten; hier nahm es beifällig den Vorschlag seines Gemeinderates auf, verdienten Mitbürgern außerordentliche Ehren zuzuerkennen; hier brachte es seinen Göttern die schuldigen Opfer dar und feierte ihnen die hergebrachten Feste — auch die Gladiatorenkämpfe fanden hier statt, bevor das Amphitheater errichtet worden war —. Und wie wir unsere Marktplätze mit Kirchen, Rathäusern und anderen Prachtbauten schmücken, so war auch das pompejanische Forum in baulicher Beziehung der Mittelpunkt der Stadt. Der ganze Platz war mit weißen Kalksteinplatten gepflastert, und eine Säulenhalle mit zwei Geschossen übereinander faßte ihn an drei Seiten ein; auf ihm standen zahlreiche Ehrenstatuen, und an allen vier Seiten ragten Tempel und öffentliche Gebäude empor. Manche müßige Stunde pflegten die Bürger hier zuzubringen, denn sie waren nicht wenig *stolz* auf ihr Forum, fast so stolz wie der Bewohner der Hauptstadt auf sein Forum Romanum oder der heutige Venetianer auf seinen Markusplatz. Die Römer kannten ja ebenso wenig wie die Griechen das Spazierengehen der Deutschen in freier Natur, es fehlte ihnen sogar das Wort dafür, denn ambulare und περιπατεῖν bezeichnen nur das Umhergehen in Säulenhallen und auf umschlossenen Plätzen. Wie die heutigen Italiener suchten sie ihre Erholung nur innerhalb der Stadt. Deshalb war das Forum auch durch hohe Hemmsteine für Wagenverkehr gesperrt, und damit es kein Regenwasser verunreinige, war seitwärts eine verdeckte Abflußrinne angelegt. Wie ganz anders ist der Anblick heute! Statt des lebhaften Gedränges herrscht tiefe Stille auf dem weiten Platze, den nun nordische Fremdlinge verwundert betrachten. Die Kalksteinplatten und die Bronzestatuen sind längst fortgeschleppt, vielleicht schon im Altertum, als die Bewohner nachgruben; von der Säulenhalle stehen nur traurige Stümpfe, und die Tempel nebst den anderen Gebäuden sind Ruinen, deren ursprüngliche Bestimmung man nicht immer erkennen kann. Unter diesen Ge-

bäuden ragt vor allen an der Südwestecke die Basilika hervor, die etwa die Gestalt des Forums wiederholt. Es war ein sehr stattlicher Bau. Fünf verschließbare Thüren führten von Osten her in das Innere, das in ein Mittelschiff und einen ringsum laufenden Säulengang zerfiel. Über dem Mittelraume lag ein schräges Giebeldach, während der Umgang flache Terrassen trug.



Plan der Basilika.

Für uns hat die Konstruktion der römischen Basilika deshalb ein besonderes Interesse, weil aus ihr später das christliche Gotteshaus erwuchs, denn der antike Tempel erwies sich dafür als durchaus ungeeignet, er war ja nicht der Versammlungsort der Gemeinde, sondern lediglich das Haus des Gottes. In römischer Zeit dienten die Basiliken keinem religiösen Zwecke, sie vereinigten vielmehr die doppelte Bestimmung der Börse und des Gerichtshauses in sich. Noch sieht man dem Haupteingange des pompejanischen Gebäudes gegenüber den breiten, 2 m hohen Vorbau, der nicht nur für den Richter, sondern auch für die streitenden Parteien Raum bot. Wenn hier auch kein Cicero gesprochen hat, so können wir uns doch leicht denken, daß hier ebenso gut wie in Rom die südliche Lebhaftigkeit der Redner in klangvollen Perioden, in pathetischen Ausrufen, im Feuer des Auges, in sprechenden Gebärden und wirksamem Mienenspiel zum Ausdruck gelangt ist. Unter dem Sitze des Richters bemerkt man einen kellerartigen Raum, den man früher für ein Untersuchungsgefängnis hielt; doch widerspricht dem der mangelnde Verschluß der Fenster, und Prof. Mau mag recht haben, wenn er meint, der Raum habe vielleicht nur dazu gedient, durch die Öffnungen in der Decke dem oben fungierenden Beamten irgend etwas heraufzureichen.

An der westlichen Seite des Forums erhebt sich ein sehr stattlicher Tempel, den man lange für ein Heiligtum der Venus hielt. Eine falsch gedeutete Inschrift sowie die Auffindung einer Statue der Göttin schien dies zu bestätigen; auch meinte man, die öfter erwähnte Venus Pompejana müsse doch einen Tempel gehabt haben, und das könne kein anderer als dieser schöne Bau



Tempel des Apollo.

gewesen sein. Allmählich kam man von dieser Auffassung zurück, denn mannigfache Spuren deuteten darauf hin, daß hier eine andere Gottheit verehrt worden ist. In dem Hauptraume des Tempels fand man den sogenannten Omphalos, einen Stein von etwa zwei Fuß Höhe, der wie ein halbes Ei gestaltet ist, und der überall, wo Apollo verehrt ward, sein Symbol war; an einem Pfeiler war ein großer Dreifuß gemalt, ein Abbild jenes heiligen Dreifußes, auf dem in Delphi die Priesterin saß, wenn sie sich durch die betäubenden Dämpfe in Verzückung versetzen ließ; vor allem aber ward man auf die Spuren einer Inschrift in der

Schwelle des Heiligtums aufmerksam, worin es hieß, ein städtischer Beamter habe etwas — die Inschrift war nur unvollständig erhalten — aus dem Schatze des Apollo machen lassen, vermutlich den kunstvoll ausgelegten Fußboden. So ist man sich denn jetzt ziemlich einig darüber, daß der Tempel dem Apollo geweiht war. Ein Kultusbild des Gottes hat man freilich nicht mehr vorgefunden.

Schreitet man von hier nach der Nordseite des Forums, so hat man wieder einen Tempel vor sich, den größten der Stadt. Schmale Seitentreppen führen auf eine Plattform, wo einst ein Altar stand. Auf breiten Stufen gelangt man von dem Unterbau, der den Eindruck der Würde hervorruft, in die Vorhalle. Um von der früheren Pracht des Baues eine angemessene Vorstellung zu gewinnen, muß man freilich im Geiste die Säulenstümpfe wachsen lassen und sich über der Vorhalle den Giebel hinzudenken. Denn jetzt steht von all den Säulen nur noch eine da; sie ist im Jahre 1884 bei Gelegenheit jener altrömischen Festspiele wieder aufgerichtet worden, die man in Pompeji nach dem schrecklichen Erdbeben auf Ischia zu wohlthätigen Zwecken veranstaltete. Aber herrlich ist die Aussicht von dieser Höhe, wenn man sich umwendet; denn man überblickt nicht nur die ganze Anlage des Marktplatzes, sondern das Auge verfolgt auch die schönen Linien des Gebirges weithin, fast bis Sorrent. Aus den zahlreichen Fragmenten, die man im Tempel gefunden hat, darf man schließen, daß ihn das Erdbeben des Jahres 63 erheblich beschädigt hatte und daß die Ausbesserung noch nicht völlig beendigt war, als die Stadt im Jahre 79 verschüttet ward. Unter dem Fußboden bemerkt man gewölbte Kammern, in denen entweder Tempelgeräte oder städtische Gelder aufbewahrt wurden. Daß das Heiligtum dem Jupiter geweiht war, kann nicht zweifelhaft sein, nachdem man eine darauf bezügliche Inschrift und einen sehr schönen Jupiterkopf an Ort und Stelle gefunden hat. Wahrscheinlich aber mußte Jupiter den heiligen Raum mit zwei anderen Gottheiten teilen, wie ja auch im kapitolinischen Tempel zu Rom neben dem optimus maximus noch Juno und Minerva verehrt wurden. Es sollen sich ferner in dem Tempel eine Anzahl von Votivgliedern aus Stein und Erz vorgefunden haben. Die Alten pflegten nämlich der Gottheit ihren Dank für Rettung aus Krankheit dadurch zu beweisen, daß sie das kranke Glied in einem Abbilde an heiliger Stätte aufhängten. Doch sind, wie Over-

beck[1]) versichert, diese Glieder jetzt nirgends aufzufinden, und vermutlich gehört die ganze Nachricht in das Gebiet der pompejanischen Sagen.

Ein zweites Forum, das wegen seiner dreieckigen Gestalt forum triangulare heißt, findet sich ganz im Süden der Stadt. Es ist in einem Zustande noch größerer Zerstörung. Man betritt es durch eine kleine ionische Vorhalle, von der vier Säulen wieder aufgerichtet sind. Hindurchschreitend gelangt man in die größere Säulenhalle, die das Forum an drei Seiten einschloß. Leider ist auch sie fast ganz verschwunden; die dastehenden Säulen verdanken ihre Wiederaufrichtung der neueren Zeit. Gleich beim Eintritt in die dreieckige Umhegung trifft man das Fußgestell einer nicht erhaltenen Statue des M. Claudius Marcellus, dessen früher Tod so allgemeines Bedauern hervorrief; auch Virgil feiert die edle Gestalt des Jünglings und legt zum Schlusse seinem Anchises die Worte in den Mund:

> . . . Mit trauervollem Blick
> Bringt Lilien mir und Rosen! Sein klagend eingedenk
> Ehr' ich des Enkels Seele mit diesem Weihgeschenk.[2])

In der Mitte des Platzes stand ein schon vor dem Jahre 79 zerstörter Tempel, ein sehr altertümlicher Bau, den ehrwürdigen dorischen Tempeln Siciliens vergleichbar. Vor dem Eingange liegen noch verschiedene andere Bauwerke: ein von einer niedrigen Mauer umschlossener Raum, vielleicht ein Grab, denn man hat hier Knochen gefunden; ein Brunnen mit den Resten des ihn einst bedeckenden Kuppelbaus und drei Altäre für die hier verehrten unbekannten Gottheiten. An der anderen Seite des Tempels steht wohlerhalten eine halbrunde, von zwei geflügelten Löwentatzen eingefaßte Bank, von wo aus man schon im Altertum die bezaubernde Aussicht in die Ebene von Castellamare und die Berge der Sorrentiner Halbinsel genoß.

---

[1]) Pompeji, S. 91.

[2]) Aen. VI 884—886:

> . . . Manibus date lilia plenis.
> Purpureos spargam flores animamque nepotis
> His saltem adcumulem donis et fungar inani
> Munere.

7.

Wieder ein herrlicher Frühlingsmorgen mit milder, warmer Luft und lauem Winde! Breit in der grünen Ebene gelagert raucht der Vesuv nachdenklich eine freundliche Morgenpfeife, deren Silberwölkchen leicht emporsteigen und rasch verwehen. Wir gingen die breite Abbondanzastraße hinab, um zum zweiten Male den Isistempel aufzusuchen, der uns schon neulich so angezogen hatte. Wer von Pompeji dauernde Eindrücke mitnehmen will, muß sich vor allem Zeit gönnen und darf es nicht so machen, wie die englische Dame, die ich vorige Woche auf der Fahrt nach



Der Tempel der Isis, Haupteingang.

Capri traf und die mit Genugthuung erzählte, sie sei drei Tage in Rom gewesen und habe alles gesehen, was zu sehen sei. Wir trafen sie mit ihrer ganzen Familie im Isistempel wieder; die jungen Leute trippelten voran, ihnen folgte die alte Dame im Tragsessel; durch eine Thür kam man herein, durch die andere ging's hinaus, und fort war die ganze Gesellschaft. Wir mußten herzlich lachen, denn gerade der Isistempel verdient es wohl, daß man etwas länger in ihm weilt. Steht er doch gleichsam an der Grenzscheide zweier religiösen Welten. Nicht dem nationalen Glauben der Römer dienten seine Räume; denn der altitalische Gottesglaube war bekanntlich sehr einfach und bedurfte kaum des Tempels. Man glaubte vornehmlich an die guten Geister der Flüsse und Quellen, des Feldes und Waldes. Ihr Wesen war einfach und ländlich wie der Sinn ihrer Verehrer, und alles, was dem Landbewohner lieb und teuer war, ward unter ihren Schutz gestellt. Von der Verehrung dieser altitalischen Gottheiten hat uns Horaz in dem schönen Gedichte an den guten Gott Faunus ein anmutiges Bild entworfen. Das Gedicht zeigt herbstliche Stimmung: noch spielt warmer Sonnenschein über den Feldern, noch sättigt sich die Herde auf der Weide; aber schon streut der Wald sein Laub dem Gotte der ländlichen Flur zu Ehren, der jetzt scheidet, um mit dem neuen Frühling wiederzukehren. An diesem Festtage ruht alle ländliche Arbeit; auch der treue Gehülfe des Landmanns, der Pflugstier, feiert mit. Draußen ist ein Rasenaltar errichtet, wo dem Faunus ein Böcklein als Opfergabe fällt und der Weihetrank ausgegossen wird; am Abend aber schwingt sich jung und alt im lustigen Tanze.

Von solchem Glauben ist nun freilich in den Denkmälern Pompejis keine Spur mehr zu finden. Sie stammen alle aus einer Zeit, wo griechischer Einfluß das echt Italische längst zurückgedrängt hatte. Von der griechischen Götterwelt aber gilt das Wort des Dichters:

> Ewigklar und spiegelrein und eben
> Fließt das zephyrleichte Leben
> Im Olymp den Seligen dahin.[1])

Gern gönnen die Olympier an festlichen Tagen diese sonnige Heiterkeit auch den Menschen. „Kein Ort und keine Zeit,“ sagt ein griechischer Schriftsteller, „ist so voll Freude und Genuß wie

[1]) Schiller, Das Ideal und das Leben.



die Tempel und die Festtage, kein Schauspiel angenehmer als die feierlichen Umgänge, die Tänze und Opfer. Dann ist alle Traurigkeit, alle Niedergeschlagenheit, aller Mißmut verbannt, und das Herz überläßt sich der Lust und dem Scherze." Diese Stimmung blieb denn auch in dem Gottesdienste der Griechen vorherrschend; die ernsteren Gestalten des Glaubens, wie Nemesis und die Eumeniden, traten immer mehr zurück, und ein anderer Grieche trifft gewiß die Auffassung seines Volkes, wenn er sagt: „Man meint mit Recht, die Menschen ahmten den Göttern am meisten dann nach, wenn sie Wohlthaten erzeigen; noch richtiger würde man sagen: wenn sie glücklich sind." Aber diese Stimmungen reichen nicht aus, um dauernd eine Religion zu begründen, denn wer kann immer glücklich sein? Auch Griechen und Römer empfanden schon die Wahrheit jenes anderen Dichterwortes:

„Uns ist gegeben,
An keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang ins Ungewisse hinab.[1])

Nur eine Gottheit, der auch der Schmerz nicht fremd war, konnte dem Sehnen der Menschheit Genüge thun; nur das Emporsteigen dieser leidenden Gottheit zu ewiger Herrlichkeit schien Gewähr dafür zu bieten, daß die Menschheit ihr Leben an eine jenseitige Ordnung der Dinge anknüpfen könne. So erklärt es sich, weshalb in der römischen Kaiserzeit die Verehrung der lichten und heiteren olympischen Götter tief gesunken war, obgleich ihre Tempel noch standen und die Bräuche mit peinlicher Sorgfalt beobachtet wurden. Selbst an Jupiter glaubten nur noch die untersten Klassen; die Gebildeteren hatten vielfach nur Spott für den Volksglauben. Aus diesen Stimmungen des Irrewerdens, der Ratlosigkeit und Angst vor der Leere und Furchtbarkeit jener Zeiten, wo die alte Welt zu wanken begann, andererseits aus dem Streben nach religiöser Gestaltung des ganzen Daseins geht die Vorliebe der damaligen Menschen für die Überlieferungen des Orients her-

[1]) Hölderlin, Hyperions Schicksalslied.

vor, worin sich zugleich der letzte Zeitraum der antiken Religion ankündigt. Daß aber gerade die Gottheiten Ägyptens mit besonderer Vorliebe verehrt wurden, ist wieder kein Wunder. Hat doch von jeher dies geheimnisvolle Land die Phantasie der Alten mächtig erregt. Unter seinen Gottheiten mußte vornehmlich Isis die Herzen rühren, denn sie ist eine leidende Göttin, der böse Typhon hat ja ihren geliebten Gemahl Osiris umgebracht, und die Göttin hat Unsägliches darob erduldet. Und die Lehre, welche ihre Priester verkündigten, versprach den Frieden der Seele und ewige Seligkeit als Entgelt für äußerliche Religionsübungen und körperliche Reinigungen, ohne irgend einer menschlichen Leidenschaft ernstlich entgegen zu treten — wie hätte sie da nicht zahlreiche Anhänger finden sollen? Andere Ursachen kamen hinzu, um ihre Zahl zu mehren. An dem Gestade, wo Pompeji lag, trafen sich die Hauptvölker des Erdkreises, insbesondere aber fanden sich hier viele Ägypter ein, denn ägyptische Getreideschiffe versorgten Italien mit Korn, und in den Hafenorten herrschte der kluge Kaufmann aus Alexandria. Sie alle brachten ihre Götter mit. Nicht minder thaten dies die zahlreichen Sklaven, die später als Freigelassene oftmals zu Besitz und Ansehen gelangten. Trotzdem dauerte es lange, bis dieser Gottesdienst auch in Rom anerkannt wurde. Die römische Regierung sträubte sich beharrlich gegen den wachsenden Einfluß der hellenistischen Hauptstadt und gegen die Einführung eines Kultus, der die Verbindung von nationalem Glauben und Staat, die Grundlage der alten Welt, aufzulösen drohte; so wurden im Jahre 58 v. Chr. Isis, Serapis und die anderen ägyptischen Gottheiten vom Kapitol verwiesen und zwar unter heftigem Widerstande der demokratischen Partei, woraus man sieht, daß diese fremden Religionen in der That eine Angelegenheit besonders der unteren, mit vielen ausländischen Elementen vermischten Kreise der städtischen Bevölkerung waren. In Pompeji besaß Isis damals längst Bürgerrecht. In dem Erdbeben des Jahres 63 n. Chr. stürzte ihr Tempel zusammen, wurde aber zuerst von allen Heiligtümern wieder hergestellt und ansehnlich erweitert, ein deutlicher Beweis, wie beliebt dort dieser Kultus war. Über dem Eingange des Tempels liest man noch eine Inschrift, wonach der sechsjährige Numerius Celsinus (d. h. sein Vater für ihn) den Tempel nach dem Erdbeben auf seine Kosten wieder aufbauen ließ und dafür den Rang eines Stadtrates er-

hielt.[1]) Vermutlich war der Vater ein wohlhabender Freigelassener, der für seine Person nicht daran denken durfte, die Erhebung in die erste Klasse der Bürger zu erreichen; so wollte er sie wenigstens für seinen Sohn gewinnen.



Marmorstatuette der Isis.

Dieser Tempel nun steht ziemlich wohlerhalten, wenn auch ganz ausgeräumt, hinter dem größeren Theater. Wer hier die feierliche Erhabenheit dorischer Tempelbauten suchen wollte, wie sie in Pästum und Agrigent die Seele des Beschauers mit Ehrfurcht erfüllen, würde sich sehr getäuscht finden. Als jüngster unter den pompejanischen Tempeln zeigt er einen Stil, der fast barock erscheint; daß z. B. eine der Thüren mit ihrem Rundbogen in das Giebeldreieck einschneidet und den Architrav durchbricht, widerspricht allen Überlieferungen älterer Baukunst. Die hölzerne Eingangsthür ist wie alle Thüren Pompejis zu Staub zerfallen, hat sich aber zuvor in der Asche abgedrückt. Man tritt dann zunächst in einen Säulenumgang, und

[1]) Numerius Popidius Numeri filius Celsinus aedem Isidis terrae motu conlapsam a fundamento pecunia sua restituit; hunc decuriones ob liberalitatem, cum esset annorum sex, ordini suo gratis adlegerunt.

hier hat man außer anderen Bildwerken auch eine Statuette der Isis gefunden, die jetzt in der ägyptischen Sammlung des Neapeler Museums aufbewahrt wird. In ein enganschließendes Gewand gehüllt, das bis auf die Füße reicht, steht die Gestalt der Göttin ruhig da, in der Linken den Nilschlüssel, mit dem sie das Steigen des heiligen Flusses regelt, in der Rechten die gleich näher zu beschreibende Klapper; das Gesicht ist sanft und ernst, der ganze Typus keine originale Neuschöpfung, sondern in geschickter Weise aus Bestandteilen des älteren Hera- und Aphroditeideals zusammengearbeitet. Die Inschrift zeigt uns indes, daß wir nicht das Kultusbild vor uns haben, sondern ein Weihgeschenk des Freigelassenen L. Cäcilius Phöbus. Das Bild ist auch dadurch interessant, daß man die Spuren der Bemalung deutlich daran wahrnimmt. Das Haar, der Nilschlüssel und Teile des Gewandes waren vergoldet, andere Teile waren rot, die Augensterne braunrot. Ob das eigentliche Tempelbild nach der Verschüttung von nachgrabenden Pompejanern fortgeholt worden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Zwischen den Säulen hindurchschreitend gelangt man in den ziemlich engen Tempelhof. Hier steht links ein kleines, viereckiges Gebäude, wo nach der gewöhnlichen Annahme die Waschungen und Reinigungen vorgenommen wurden. Im Tempelhofe sieht man ferner eine ummauerte Vertiefung; man fand sie bei der Ausgrabung mit Asche und Resten von verbrannten Früchten angefüllt; auch auf dem großen Brandaltar, dicht daneben, hat man Asche und Knochen gefunden, und noch liegt der viereckige Stein an seiner Stelle, worauf der opfernde Priester stand. Sieben Stufen führen sodann zum eigentlichen Heiligtume, der Cella des Tempels, empor. Bekanntlich hat Bulwer sie in den „letzten Tagen von Pompeji" zum Schauplatze des raffiniertesten Orakeltruges gemacht, und wer den hohlen Raum ansieht, auf dem im Hintergrunde die heiligen Bilder standen, könnte auf den ersten Blick geneigt sein, ihm zuzustimmen. Allein es liegt doch alles gar zu offen da, man gewahrt nirgends den Versuch, etwas zu verbergen, und schon deshalb ist die Meinung wahrscheinlicher, daß in diesem Raume lediglich Tempelgeräte aufbewahrt wurden. Anderes Tempelgerät hat man dicht daneben in verkohlten Holzkisten aufgefunden, dazu eine goldene Schale, bronzene Leuchter und zwei Totenköpfe. Auch eine mit Hieroglyphen beschriebene Tafel lag neben der Treppe, doch handelt die Inschrift keineswegs

von Isis und Osiris, woraus hervorgeht, daß sie lediglich als ehrwürdiges Schaustück dastand. Die Wände des Tempels glänzten einst in hellen Farben. Jetzt sind sie größtenteils verblaßt und mit ihnen die zahlreichen, vielfach auf Ägypten anspielenden Gemälde, von denen einige ins Museum gerettet sind. Mit dem Heiligtume ist die Wohnung des Tempeldieners verbunden, aus Küche, Speisezimmer, Schlafkammer und einem kleinen Hofraume bestehend. Daß man in einem dieser Räume das Skelett eines Isispriesters gefunden habe, der bei dem Versuche, mit einer Axt die Wand zu durchbrechen, von der Asche erstickt sei, ist eine der zahlreichen romantischen Fabeln, die üppig in den Ruinen Pompejis wuchern. Thatsache ist es dagegen, daß in einem großen Saale hinter dem Tempel außer einem Marmortische auch Flaschen und Hühnerknochen gefunden worden sind, weshalb man darin einen Versammlungsort der Isispriester sehen darf. Auch das ausgetretene Pflaster neben dem Tempel redet eine deutliche Sprache; welche Scharen von Gläubigen müssen hier täglich zusammengeströmt sein!

Wie in der ganzen griechisch-römischen Welt werden in Pompeji vornehmlich die Frauen diesen Tempel besucht haben; verehrten sie doch die große Göttin als die Gnadenreiche, als Heil- und Schutzgöttin in mancherlei Not. Indes auch Männer sehen wir ihr mit Gebeten nahen; so heißt es in einer vor kurzem gefundenen Inschrift: „Theophilos hat, während er seine Andacht im Isistempel verrichtete, seiner Beroe gedacht und ihr Heil gewünscht.“[1]) Zweimal am Tage fand Gottesdienst statt, abends und morgens; man besprengte sich mit Weihwasser, fastete nach Vorschrift und brachte mancherlei Opfer dar, nahm auch die Fürbitte der Priester bei gewissen Vergehen in Anspruch. Im Neapeler Museum befinden sich noch zwei Bilder — sie stammen freilich aus Herkulaneum —, auf denen der Abend- und der Morgengottesdienst dargestellt ist. Wir sehen die geschorenen Priester mit mancherlei Ceremonien beschäftigt; rechts und links von der Freitreppe des Tempels ist allerlei Volk gruppiert, meist Frauen in

---

[1]) *Ἐμνήσθη Θεόφιλος Βερόης ἐπ’ ἀγαθῷ παρὰ τῇ Κυρίᾳ*, womit nach feststehendem Sprachgebrauch Isis gemeint ist. Das Haus, wo man diese Inschrift in den Stuck einer Säule gekritzelt fand — sie steht noch wohlerhalten an Ort und Stelle —, ward in Anwesenheit des deutschen Kaisers 1893 ausgegraben.

Kopftüchern und bunten Gewändern. Manche von ihnen sieht man beschäftigt, die Isisklapper zu schwingen, ein oben kreisförmig gebogenes Bronzegerät, in dessen Rundung bewegliche Stäbchen eingelassen waren. Plutarch giebt in seiner interessanten Schrift über Isis und Osiris eine Deutung dieser Ceremonie: sie zeige an, daß das Seiende sich umschwinge und nie in der Bewegung nachlasse; der böse Gott Typhon sei durch die Klappern verscheucht worden, d. h. wenn die Natur gefesselt und gehemmt sei, so werde sie wiederum von der schaffenden Kraft mittelst der Bewegung gelöst und aufgerichtet. Im Museum werden noch verschiedene dieser heiligen Geräte aufbewahrt, deren Sinn die Priester in der vorhin beschriebenen Weise den Gläubigen deuten mochten. Man sieht, es liegt dem Isisglauben wie so vielen anderen Mythen die uralte Vorstellung vom Sterben und Wiedererwachen der Natur zu Grunde, und wir verstehen es, weshalb im Frühling und im Herbste Hauptfeste der Göttin stattfanden. Es gab ferner besondere Weihen: wie die Gläubigen von Eleusis durchliefen die Geweihten eine Reihe von Graden durch allerlei symbolische Schrecken der Finsternis zum Lichte; ihr Haar war geschoren, ihre Kleidung ein Linnengewand. „Isis," sagt Plutarch, „stiftete eine Lehre der Frömmigkeit und eine Tröstung für Männer und Frauen, die sich in gleichem Unglück befinden." Ob aber diese orientalische Religion wirklich einen versittlichenden Einfluß geübt hat? Wir möchten es bezweifeln, wenigstens erfahren wir nichts davon, daß sie Standhaftigkeit im Ertragen von Leiden, verzeihende Liebe und willige Pflichterfüllung gestärkt und gemehrt hätte; wohl aber wissen die römischen Satiriker viel von dem sittenlosen Treiben zu berichten, das sich manchmal mit diesem Kulte verband.

8.

Heute sind wir endlich dazu gekommen, die pompejanischen Theater aufzusuchen, die, wie gesagt, im Süden der Stadt liegen und zwar eingeklemmt zwischen andere Gebäude, was sich daraus erklärt, daß die antiken Theater wegen ihrer Bauart überhaupt wenig geeignet waren, äußerlich zur Verschönerung der Stadt beizutragen. Die Amphitheater in Verona und Rom kannten wir, aber ein antikes Theater hatten wir noch nicht gesehen. Wir traten daher mit gespannter Erwartung in das stets geöffnete Halbrund des großen pompejanischen Theaters ein. Und diese

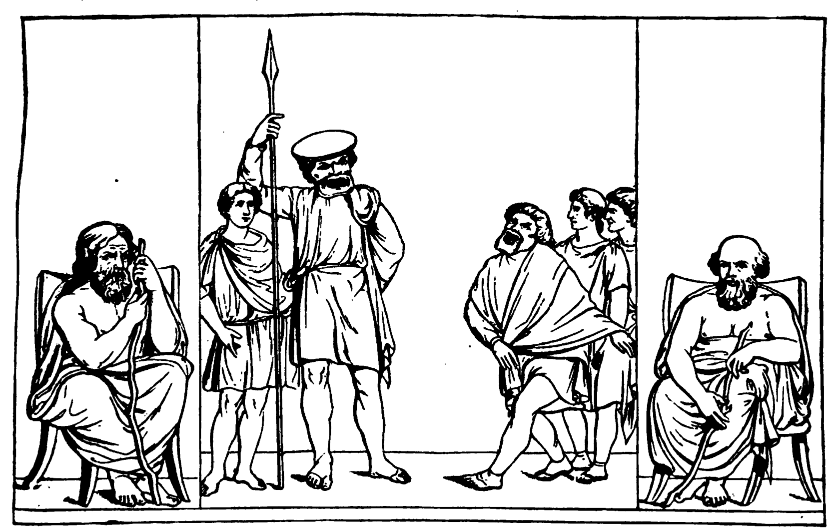
Erwartung wurde nicht getäuscht. Beide Theater sind verhältnismäßig gut erhalten, und als wir von der Bühne des größeren um die Wette Schillersche Verse und Sophokleïsche Tragödienfragmente ertönen ließen, waren die gesprochenen Worte in allen Teilen des Gebäudes gut vernehmbar, auch auf dem höchsten Range. Der Zuschauerraum zerfällt nämlich in drei Ränge, die durch breite Umgänge voneinander geschieden sind. Der unterste Rang war der vornehmste. Er besteht aus vier breiten und niedrigen Stufen. Hier saßen die Stadträte und unter ihnen Munatius Faustus und Calventius Quietus auf ihren Ehrensesseln. Höher hinauf erhebt sich der zweite Rang, der zwanzig Sitzreihen für die Masse der Bürger enthält. Man saß auf den kalten Marmorstufen, falls man es nicht vorzog, sich ein Kissen mitzubringen oder den zusammengelegten Mantel als Polster zu benutzen. Auch dann muß es ein ziemlich unbequemes Sitzen gewesen sein, denn es gab keine Rücklehnen und keine Vertiefungen für die Füße, so daß man stets Gefahr lief, das weiße Festgewand seines Vordermanns zu beschmutzen und dieselbe Unannehmlichkeit von seinem Hintermanne zu besorgen hatte, Kollisionen, die bei der Lebhaftigkeit der Südländer gewiß nicht ausblieben. Wie viele Sitzreihen endlich der dritte Rang hatte, läßt sich nicht sagen, da dieses ganze Stück modern aufgemauert ist. Sicher aber ist, daß hier neben dem geringen Volke auch — die Frauen saßen, denen man vor den Zeiten des Rittertums überall die schlechtesten Plätze anwies.[1]) Von dem dritten Range bis zum ersten läuft eine Anzahl kleiner Treppen, wodurch die Sitzreihen in keilförmige Abschnitte geteilt werden. Diese Treppen waren dazu bestimmt, die Zuschauer nach ihren Plätzen zu bringen und nach beendeter Aufführung rasch hinauszuführen. Jede Treppe hat nämlich ihren besonderen Ausgang in die Korridore, so daß alles Drängen und Warten vermieden wurde. Derartige Vorkehrungen waren aber auch sehr nötig, denn die antiken Theater pflegten viel mehr Zuschauer zu fassen als die unsrigen. Das Theater zu Pompeji ist keins von den größten, immerhin aber fanden hier gegen fünf-

[1]) Freilich darf man in dieser Hinsicht auch nicht ungerecht gegen das Altertum werden. Man bedenke nur, daß die dankbaren Bewohner von Herkulaneum nicht nur den Männern aus der Familie Balbus Standbilder errichteten, sondern auch den Frauen, der Mutter wie den beiden Töchtern. Auch die sichere und selbstbewußte Haltung dieser Frauengestalten ist bedeutsam.

tausend Menschen Platz. Schillers berühmte Verse enthalten demnach keine Übertreibung:

„. . . von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau." —

Steigt man die sämtlichen Sitzreihen hinunter, so steht man vor der Bühne auf einem freien Raume, der etwas mehr als einen Halbkreis umfaßt. Es ist die Orchestra. Hier saßen besonders bevorzugte Zuschauer; hier wies man vermutlich auch den Mitgliedern des römischen Senates, die etwa zugegen waren, ihre Plätze an. Verhältnismäßig gut erhalten ist auch die Bühne, so daß, wenn man den Bretterfußboden wieder legte, auf ihr noch gespielt werden könnte. Die leidenschaftliche Phädra könnte über sie schreiten; hier könnte Medea auf ihre spielenden Kinder blicken und über einer schrecklichen Rache brüten. Mit einer modernen Bühne verglichen erscheint die antike äußerst schmal. Wäre sie tiefer gewesen, so hätte man die Schauspieler schwerlich überall in



Theaterscene.

dem großen Raume verstanden. Die weite Entfernung von den Zuschauern und die sich daraus ergebende Unmöglichkeit, das Mienenspiel wahrzunehmen, mag auch der Hauptgrund gewesen sein, weshalb die alten Schauspieler Masken trugen, deren feststehende Züge jedermann kannte. Denn daß die Masken nicht

den Zweck hatten, die Stimme zu verstärken, wird jetzt fast allgemein zugegeben. So verzichtete man freilich auf die unendliche Mannigfaltigkeit moderner Charakteristik, gewann aber den Vorteil, daß jeder neu Auftretende alsbald bekannt war. In der lanzentragenden Figur z. B., die unser Bild darstellt, erkannte jeder Zuschauer sogleich den prahlerischen Kriegsmann, in der anderen den hungrigen Schmarotzer, der der Eitelkeit des Gewaltigen so lange schmeichelt, als dessen Goldstücke vorhalten; die drei anderen danebenstehenden Gestalten dürften Diener des Kriegsmannes sein. Die beiden älteren Männer aber, die stockbewaffnet mit sehr ruhigem Gesichte zur Rechten und zur Linken sitzen, sind — die Theaterpolizei. Auch auf der pompejanischen Bühne sieht man noch die Nischen, worin sie saßen, jederzeit bereit, Störenfriede hinaus zu schaffen. Schwerlich ging es im Theater zu Pompeji viel anders zu als heutzutage in manchen süditalienischen Theatern, wo das Publikum nach Belieben kommt und geht, gelegentlich auch ißt und trinkt und sich überhaupt ziemlich frei benimmt, ohne daß hierin eine sonderliche Unterbrechung der Illusion empfunden würde. In anderer Hinsicht verzichtete man keineswegs auf die Illusion. Man kannte den Vorhang, der freilich beim Beginne der Vorstellung nicht aufgezogen, sondern niedergelassen wurde — in Pompeji ist noch der Raum vorhanden, wo er verschwand —; man hatte auch gemalte Dekorationen, vornehmlich Seitenkulissen, die man durch Drehen ändern konnte. Was aber dem ganzen dramatischen Spiele ein wesentlich anderes Aussehen als in modernen Zeiten gab, war, daß bei Tage und unter freiem Himmel gespielt wurde. Wenn nun dabei die kampanische Sonne gar zu lästig ward, so zog man an Masten ein Segeltuch zum Schutze der Zuschauer auf. Die Masten waren in durchlöcherte Steinplatten eingelassen, deren Reste noch an dem oberen Teile der Umfassungsmauer sichtbar sind. Bei schwüler Witterung spritzte man zudem aus dem wohlerhaltenen Wasserreservoir einen Staubregen über die Zuschauer; die Anzeigen, daß solche Sprühregen stattfinden sollten, lesen wir noch heute an den Mauern von Pompeji. Über die Baugeschichte des Theaters erfahren wir nur, daß es ein alter Bau schon aus der Zeit war, wo man in Pompeji noch nicht Lateinisch, sondern Oskisch sprach. In der Zeit des Augustus wurde er erneuert; der leitende Architekt war ein Freigelassener, Namens M. Artorius Primus; zwei angesehene Männer aus der

Familie der Holkonier gaben das Geld her. Die Inschriften, welche uns dies berichten, kann man noch an Ort und Stelle lesen.

Einige Schritte weiter liegt das besser erhaltene kleine Theater, das etwa 1500 Menschen faßt und sich in seiner Anlage nicht wesentlich von dem großen unterscheidet. Man hat behauptet, es habe der Komödie gedient, und es seien hier die Lustspiele des Plautus und Terenz, die landesüblichen Possen mit der stehenden Figur des Maccus, des antiken Hanswurstes, nebst allerhand Pantomimen und Schnurren gegeben worden. Doch läßt sich dies nicht zu völliger Gewißheit erheben; es scheint vielmehr die Bedachung des Gebäudes — einst hatte es ein Holzdach — darauf hinzuweisen, daß es vorwiegend für musikalische Aufführungen bestimmt war.

9.

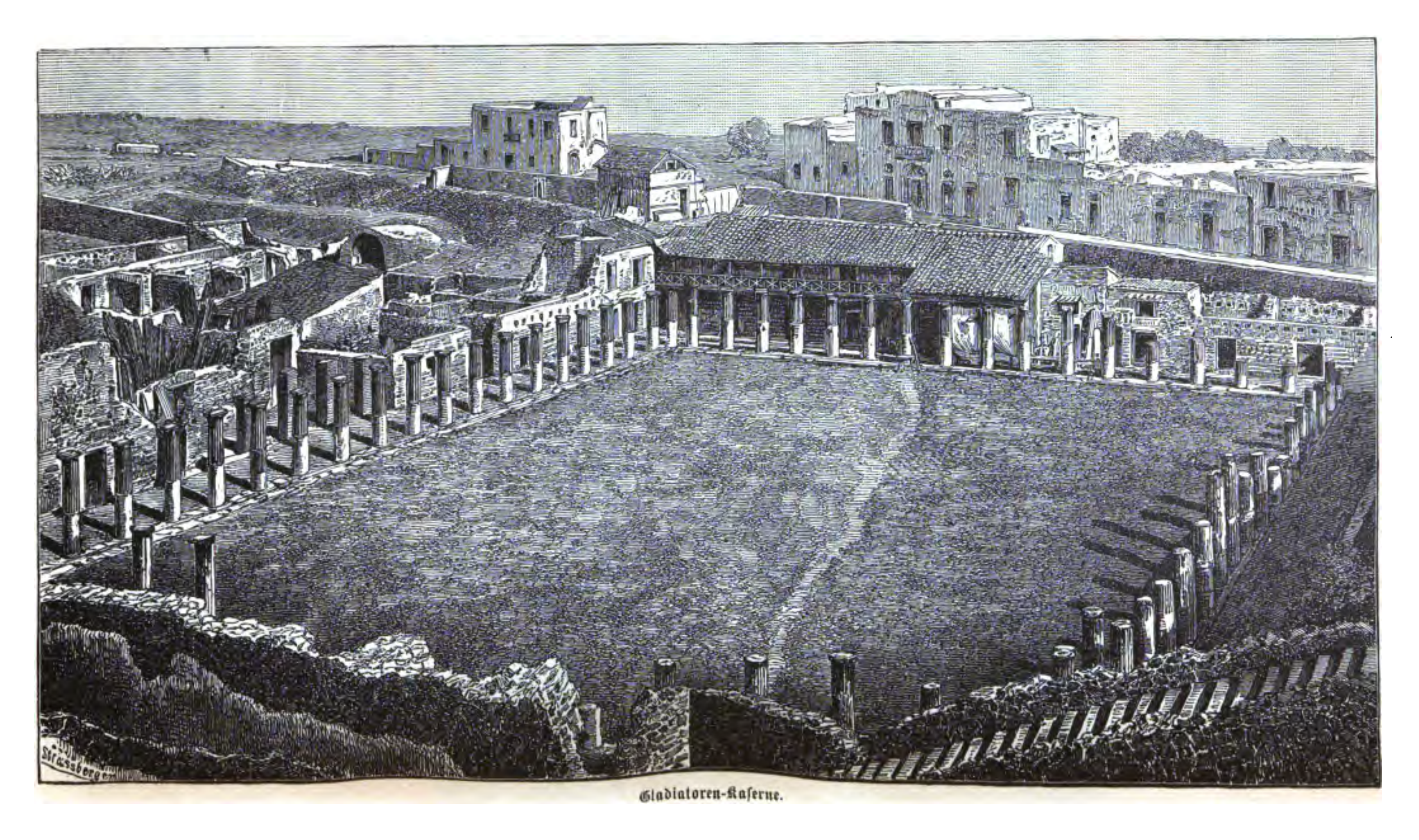
Eine Seite des sinkenden Römertums, die wir kaum fassen können, ja von der sich unser Empfinden schaudernd wegwendet, ist die immer wachsende Vorliebe für Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen, wovon die heutigen spanischen Stierkämpfe nur ein schwacher Rest sind. Daß die Fechterspiele ursprünglich eine Blutspende für die Seele des Verstorbenen waren, hatte man längst vergessen. Vielmehr scheint es, als hätte mit dem thatsächlichen Aufhören der allgemeinen Wehrpflicht der kriegerische Sinn der Nation in diesen Schauspielen einen kläglichen Ersatz für die Aufregung gesucht, die er vordem auf dem Schlachtfelde gefunden hatte. Bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hielten sich die Fechterspiele; erst dann wurden sie unterdrückt. Waren sie schon in der Hauptstadt beliebt, so gilt dies noch viel mehr von den Provinzialstädten, wo die Vergnügungen weniger zahlreich und das Leben eintöniger war. Nirgends kann man eine bessere Anschauung von diesen, schon den Griechen in ihrer besseren Zeit so anstößigen Spielen gewinnen als in Pompeji. Zahlreiche Bilder zeigen uns die Vorgänge im Amphitheater bis ins einzelne; wohlerhalten steht dieses selbst da sowie in einiger Entfernung davon die Kaserne, worin die Kämpfer hausten. Dieses Gebäude besuchten wir zuerst. Es füllt den Raum zwischen den Theatern und der Stadtmauer aus, liegt also ganz im Süden der Stadt. Wir gingen über das dreieckige Forum, stiegen eine Treppe hinab und traten in einen großen, viereckigen Hofraum, der an allen

Seiten von Säulen eingefaßt ist. Hier also war der Ort, wo die Klopffechter von besonderen Fechtmeistern mit den Handgriffen ihres blutigen Gewerbes bekannt gemacht wurden. Während die meisten Säulen des Hofes unten rot und oben gelb sind, hat man vier in der Mitte blau angestrichen, wohl um damit eine Scheidung des Fechtplatzes zu bezeichnen. Durchschreitet man den Säulengang, so steht man vor einem zweistöckigen Gebäude, in dem sich 71 Zellen befinden, jede durchschnittlich 4 m ins Gevierte groß. Man hat einige davon wieder so hergerichtet, wie sie im Altertum waren, auch die hölzerne Galerie vor den Zellen des zweiten Stocks ist erneuert. Es sind die Wohnungen der Gladiatoren, die hier wohl nur ein Strohlager mit ein paar Decken hatten, denn von aufgemauerten Lagerstätten, wie sonst gewöhnlich in den Häusern Pompejis, hat man keine Spur gefunden. Daß hier wirklich Gladiatorenbanden hausten, zeigen schon die Malereien und Inschriften des Ortes. So las man auf einer der Säulen im Hofe das Gelübde, welches einer dieser Fechter vor dem Kampfe auf Tod und Leben an die Venus gethan hatte; es lautet: „Der Herausforderer Mansuetus wird, wenn er siegt, der Venus seinen Schild darbringen."[1]) Aber auch Gladiatorenwaffen sind hier aufgefunden worden, die sich jetzt in Neapel befinden. Es sind sehr kostbare Waffenstücke, sicher nicht für den alltäglichen Gebrauch bestimmt; wenn es keine Ehrenpreise für siegreiche Fechter waren, so waren es Schauwaffen, wie man sie bei den Umzügen trug, womit man gewöhnlich die Kämpfe in der Arena eröffnete. Etwas größer als die gewöhnlichen Zellen ist die Wohnung des Fechtmeisters, noch größer die Küche, wo der Herd gut erhalten ist. In einem anderen Raume, dem Gefängnisse, fand man ein Fußeisen für zehn Personen, das so eingerichtet ist, daß die Gefesselten nur liegen oder sitzen, aber nicht aufstehen konnten, und in demselben Raume (nicht in dem Fußeisen, wie gewöhnlich berichtet wird) die Gerippe von vier Personen, vermutlich Gefangenen, die hier eingesperrt den Hungertod gestorben sind, denn

---

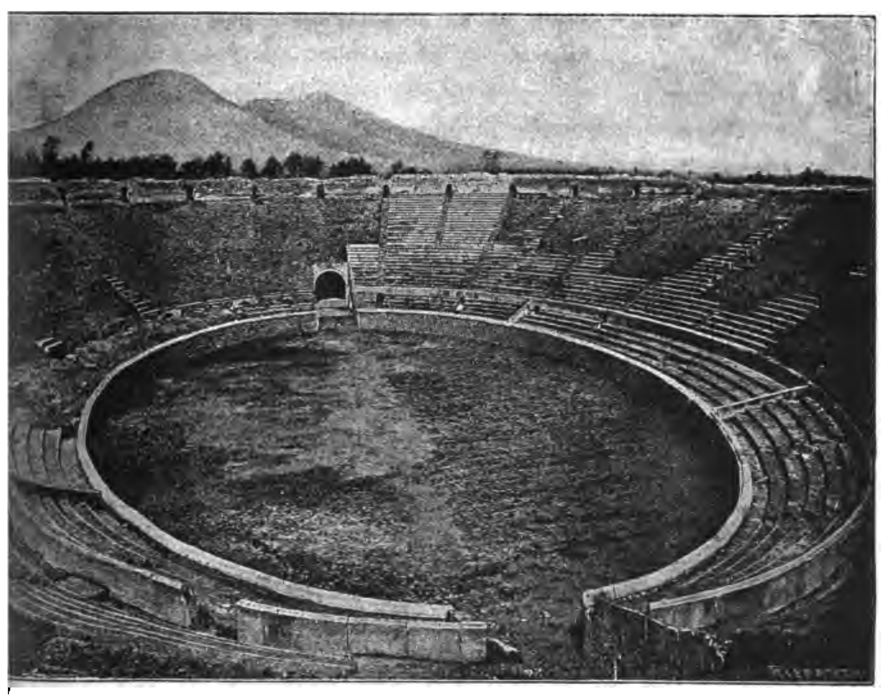
[1]) Mansuetus provocator victor Veneri parmam feret. Die Inschrift erinnert einigermaßen an die bekannten Worte des Horaz:

. . . Nunc arma . . .
. . . hic paries habebit,
Laevum marinae qui Veneris latus
Custodit (Carm. III 26).



Gladiatoren-Kaserne.

wer hätte beim Eintritt der Verschüttung an sie denken wollen? Wir traten wieder in den Hof hinaus und fragten uns verwundert: Wie kam die Stadt Pompeji dazu, gerade an dieser Stelle für eine vielleicht nur vorübergehend anwesende Gladiatorenbande dieses stattliche Gebäude mit seinen schönen Säulenreihen zu errichten? Erklärt wird dies nur durch die Annahme, daß der Säulengang ursprünglich einem andern Zwecke gedient hat, daß er dazu bestimmt war, bei plötzlich ausbrechendem Regen den Theaterbesuchern Schutz zu gewähren. Eine Reihe baulicher Erwägungen machen diese Annahme sehr wahrscheinlich.



Amphitheater zu Pompeji.

Von hier nach dem Amphitheater sind es etwa zehn Minuten. Wir gingen einen Fußsteig quer durch die mit Mais und Bohnen bestellten Felder und hatten dabei das eigentümliche Gefühl, über dem noch nicht aufgedeckten Teile von Pompeji zu wandeln.[1]) Kaum die Hälfte der Stadt ist ja von der Aschenhülle befreit, so

[1]) Auf unserer Karte ist dieser Teil weiß gelassen.

daß künftigen Geschlechtern noch immer Aussicht auf mannigfache Entdeckungen bleibt. Das Amphitheater, das nichts von der stattlichen Pracht der Arena zu Verona oder von der melancholischen und zerstörten Größe des römischen Kolosseums hat, ist zwischen den östlichen und den südlichen Schenkel der Mauer hineingeklemmt. Wie so viele öffentliche Bauten ist es das Geschenk von zwei reichen Pompejanern, die in Anlaß ihrer Wahl zum höchsten städtischen Amte das Gebäude errichtet und ihren Mitbürgern geschenkt haben. Drei Eingänge führen in das Innere. Alle drei haben am Ende dunkle, niedrige Räume, wo man vielleicht wilde Tiere aufbewahrte, die gehetzt werden sollten. Der schmale Eingang diente wohl dazu, die verwundeten oder erschlagenen Gladiatoren fortzuschaffen; durch die beiden anderen zogen die Fechter paarweise ein. Wir schritten durch den nördlichen gewölbten Thorgang und traten auf den geebneten Sandplatz, wo einst die Kämpfer auf Tod und Leben miteinander fochten, angefeuert durch das Geschrei einer nach Tausenden zählenden Menge. Denn gegen 20000 Menschen fanden hier Platz, um in blutdürstiger Aufregung den Kämpfen zuzuschauen. Die Zuschauersitze sind von der Arena durch eine ziemlich hohe Mauer geschieden; an dieser hat man interessante Gemälde gefunden, von denen unser Bild eine Probe giebt. „Wir sehen hier den Augenblick der grausen Entscheidung: der rechts stehende Gladiator ist am linken Arm verwundet; der Schild ist ihm entfallen, sein Leben hängt von der Gnade des Volkes ab; aber nur dann darf er hoffen, dasselbe zu retten, wenn es ihm gleichgültig und er bei dem drohenden Tode ganz unbewegt erscheint. Deshalb steht er ruhig da, indem er mit erhobenem Daumen der linken Hand die Menge stumm um Gnade anfleht; denn der emporgerichtete Daumen war das Gnaden-, der gesenkte das Verdammungszeichen. Seine Bitte scheint nicht erhört zu werden, wir dürfen uns das Volk mit der Gebärde der Ver-



Gladiatorenkampf.

urteilung sitzend denken, denn der siegreiche Gegner tritt heran, um seinem wehrlosen Opfer den Todesstoß zu geben,"[1]) und im nächsten Augenblicke wird das blutdürstige Volk den Anblick haben, den Byron in die berühmten Verse gefaßt hat:

Den Gladiator seh ich vor mir liegen
Auf seiner Hand — sein männlich Aug' erschrickt
Im Tode nicht und wird die Qual besiegen,
Indes die Stirne matt zu Boden nickt;
Wie erste Tropfen, die ein Wetter schickt,
Durch seine Rippen quellen dick und schwer
Die letzten Tropfen Bluts, und wie er blickt,
Verschwimmt der Cirkus — und er ist nicht mehr,
Und ohn Erbarmen jauchzt der Siegesruf umher.[2])

Die Ausrüstung der beiden Kämpfer ist fast ganz gleich: der Helm mit Federbusch, Visier und weitabstehendem Rande, das mit Handschutz versehene und bei dem einen winkelig gebogene dolchähnliche Schwert und der große gebogene Schild; dazu ist der rechte Arm mit einer Binde umwickelt. Doch waren nicht etwa alle Gladiatoren in dieser Weise gerüstet; es galt vielmehr, der unersättlichen Schaulust immer neue Kampfesweisen vorzuführen, und so finden wir denn in den erhaltenen Abbildungen die mannigfachsten Rüstungen und Waffen dargestellt. Man focht paarweise und in Gruppen, auf Wagen und zu Pferde, bisweilen auch zur größeren Belustigung der Zuschauer mit verbundenen Augen. Die Kämpfer waren oft mit den Waffen fremder Völker, z. B. der Thracier oder der Samniter, ausgerüstet; auch ließ man sie wohl mit dem Lasso fechten oder mit einem Netze, in das sie den Gegner verstricken mußten, um ihn dann mit dem Dreizack zu durchbohren. Mit den Menschenschlächtereien wechselten Tierkämpfe ab. Nicht nur daß man Löwen, Tiger, Bären und Stiere aufeinander hetzte: man ließ sie auch mit Menschen kämpfen. Wenn dann die Kämpfer blutüberströmt zu Boden sanken, so jubelte ihnen alles Beifall zu, auch die Frauen, die von den Logen des dritten Ranges aus diesen Spielen mit nicht minderer Leidenschaft zusahen wie die Männer. War endlich alles vorbei und hatte sich die erregte Menge langsam zerstreut, so wurden die Toten verbrannt und die Verwundeten nach der Kaserne geschafft; der Fechtmeister aber überzählte seinen Gewinn, und der Veranstalter des Spieles be-

[1]) Overbeck-Mau, Pompeji[4] S. 182.
[2]) Byron, Childe Harold IV 140.

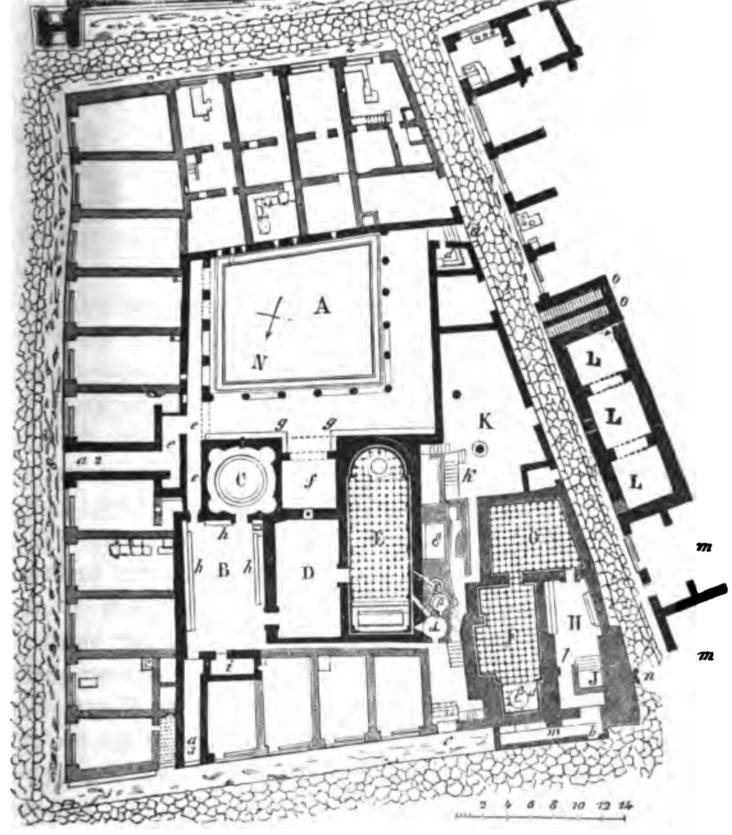
rechnete die aufgewandten Kosten und wie viele Stimmen sie ihm für die nächste Wahl einbringen würden. Daß eine Stadt von 30000 Einwohnern ein Amphitheater für 20000 Menschen baute, würde sehr auffällig sein, wenn wir nicht wüßten, daß es auf Besuch von den Nachbarstädten mit berechnet war. Denn die antiken Städte feierten ihre Feste nicht in strenger Abgeschlossenheit für sich, sondern im Vereine mit Nachbarn und Stammesgenossen. Ein Vorgang aus dem J. 59 n. Chr., den Tacitus erzählt, zeigt dies ganz klar. In diesem Jahre kam es nämlich im pompejanischen Amphitheater zu einer blutigen Rauferei zwischen den Bewohnern der Stadt und ihren Gästen aus Nuceria, das nur 13 km von Pompeji liegt.[1]) Die Nuceriner, die den kürzeren gezogen hatten, wandten sich mit einer Beschwerde an Kaiser Nero, und nach einiger Zeit kam von Rom die Weisung, die Anstifter des Aufruhrs seien zu verbannen, die Spiele aber für zehn Jahre einzustellen. Kaum hätte man eine empfindlichere Strafe für die Pompejaner ersinnen können, denn für sie war ohne Gladiatoren eine wahre Volksbelustigung nicht denkbar. Später wird die grause Lustbarkeit wieder begonnen haben und bis zum Jahre 79 fortgesetzt sein. Doch ist die Meinung unbegründet, die Verschüttung habe die Bewohner im Theater überrascht. Bekanntlich hat Bulwer mit dem guten Rechte des Dichters diese Nachricht benutzt, um uns ein farbenreiches Gemälde des letzten Tages von Pompeji zu entwerfen. — Jetzt ist von all den Stimmen, die einst in diesem Amphitheater erklangen, nur ein Echo geblieben, aber es ist eins der vollkommensten, die man hören kann: auffallend klar brachte es die Worte zurück, die wir ihm zuriefen, und erregte uns fast den Zweifel, ob nicht eine menschliche Stimme direkt zu uns spräche.

10.

Während die heutigen Italiener zwar sehr für blendend weiße Wäsche schwärmen, aber auf wohleingerichtete Badeanstalten wenig Gewicht legen, waren die alten Römer leidenschaftliche Freunde des Badens und mochten ihre Badeanstalten, die sie mit einem griechischen Namen Thermen nannten, selbst an den entferntesten Grenzen des Reiches nicht missen. Freilich war das Bedürfnis zu

[1]) Tac. ann. XIV 17. Die ziemlich rohe Darstellung dieses Ereignisses findet sich im Museum auf einem großen Gemälde.

baden im Altertum auch ein viel größeres, weil ja Arme und Beine unbekleidet waren und die Wollstoffe (solche trug man fast ausschließlich) seltener gewechselt wurden. Mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches verschwinden diese Badeanstalten im Westen bald, während sie sich im Osten in der Gestalt der sogenannten türkischen Bäder bis auf den heutigen Tag erhalten haben und von hier aus dann allmählich wieder gen Westen gewandert sind. Auch Pompeji weist in dem bisher ausgegrabenen Teile nicht weniger als drei öffentliche Badeanstalten auf, von denen die eine freilich erst im Bau war, als die Verschüttung eintrat. Weder an Größe noch an Pracht der Ausstattung können sie sich mit den Bädern des Caracalla in Rom messen, wo man sich wie in modernen Klubhäusern die mannigfachsten Bequemlichkeiten und



Plan der kleineren Bäder.

Genüsse verschaffen konnte; doch sind sie zum Teil vortrefflich erhalten. Bei der Ähnlichkeit der Anlage wird es genügen, die sogenannten kleineren Bäder, welche ganz in der Nähe des Forums liegen, mit Hülfe des Planes etwas genauer zu betrachten.

Der Plan scheint auf den ersten Blick nicht ganz leicht verständlich zu sein. Aber man denke sich nur die kleinen Räume weg, die das Gebäude an drei Seiten umgeben, dann wird alles klar. Es sind dies Läden, wie sie sich auch in modernen Badeorten dicht aneinandergereiht finden, angefüllt mit tausend nützlichen und unnützen Sachen in mehr oder minder geschmackvoller Anordnung. Die Thermen selbst betreten wir durch den gewölbten Eingang a 3 und gelangen zuerst in das große, mit einem Tonnengewölbe überspannte und mit einer Steinbank versehene Zimmer B. Es erhält sein Licht durch ein Fenster von oben, das mit einer Glasscheibe geschlossen war — die Reste des ziemlich dicken Glases sind gefunden und ins Neapeler Museum gebracht worden —. Hier kleidete man sich aus und legte die Kleider auf Bretter, die an der Wand mit hölzernen Pflöcken befestigt waren. Man sieht noch die Löcher, in denen sich die verkohlten Pflöcke zum Teil gefunden haben. Merkwürdig ist, daß dieses Auskleidezimmer nicht weniger als sechs Thüren hat; die alten Pompejaner scheinen danach die Zugluft ebenso wenig gescheut zu haben wie die modernen Italiener. Die Kleider und Wertsachen ließ man unter der Obhut eines Schließers zurück. Der Badende hatte nun die Wahl, ob er zuerst in das kalte Bad oder in das Schwitzbad gehen wollte. Das kalte Bad, der mit C bezeichnete Raum, ist so trefflich erhalten, daß man es sogleich wieder in Gebrauch nehmen könnte. Das Wasser floß aus einer kupfernen Röhre von oben in ein rundes Marmorbecken von nur 1,30 m Tiefe, woraus man sieht, daß dies kein Schwimmbad, sondern mehr ein Sitzbad war. Der ganze Raum ist kreisrund und enthält vier halbrunde Nischen, in denen wohl Ruhebänke für die Badenden standen.

Wer von hier ins Schwitzbad wollte, mußte wieder durch das Ankleidezimmer schreiten und gelangte von da aus nach den beiden Räumen D und E. Von diesen war E der eigentliche Schwitzraum; D dagegen diente teils zur Abkühlung, teils war es für die Reibungen und Salbungen bestimmt, die man nach dem Schwitzbade vorzunehmen pflegte und für die besondere Diener angestellt waren. Zuerst betritt man D, einen sehr reich verzierten Raum.

Denn nicht nur daß die Wölbung der Decke mit Stuckaturarbeit auf farbigem Grunde geschmückt ist und daß der Fußboden ein Mosaikpflaster hat: es läuft auch noch eine Platte um die Wand, und auf dieser stehen Statuen aus Terrakotta, sogenannte Atlanten, die mit aufwärts gezogenen Ellbogen das Gesims tragen. Oben sieht man das Fenster, durch welches das Tageslicht einfiel, und darunter eine viereckige Nische für die Lampen, welche den Raum abends erleuchteten. Man hat in dem Gebäude mehr als tausend Lampen gefunden, von denen man die besten für das Museum ausgesucht, die anderen aber in recht kleinlichem Sinne zerschlagen hat, um keinem Fremden ihren Besitz zu gönnen. Die Erwärmung



Das Tepidarium in den kleineren Thermen zu Pompeji.

des Raumes D geschah nur durch ein großes bronzenes Kohlenbecken, das noch an Ort und Stelle steht. Daneben stehen drei Bänke, gleichfalls aus Bronze, die nach der wohlerhaltenen Inschrift ein gewisser M. Nigidius Vaccula geschenkt hat. Da nun das Wort Vaccula ein Deminutivum von vacca „Kuh“ ist, so hat der Künstler in Erz seinem Witze die Zügel schießen lassen und den Geschenkgeber dadurch verewigt, daß er die Füße jeder Bank unten in einen Kuhfuß und oben in einen Kuhkopf enden ließ; auch an dem Kohlenbecken sieht man das Tier und zwar in ganzer Gestalt angebracht. Viel größer als D ist der Raum E, das Schwitzbad, mit unterhöhltem Fußboden und hohlen Wänden,

durch welche die heiße Luft strich. Sehr sinnreich sind auch die Thüren dieses Raumes eingerichtet; ihre Pfosten sind nämlich geneigt, so daß die Thürflügel immer von selbst zufielen und so nur wenig Hitze entweichen konnte. Außerdem enthält der Raum eine viereckige Marmorwanne, worin etwa zehn Personen gleichzeitig Platz fanden, und ein rundes Becken für Abwaschungen. Unmittelbar daran stößt der Heizapparat, der aus der Feuerstelle und drei großen eingemauerten Wasserkesseln (α, β, γ) besteht. Auch der viereckige Brunnen (δ) befindet sich hier. Das Brennmaterial wurde wahrscheinlich in dem Hofe K aufbewahrt; auch eine ziemliche Menge Pech hat man hier vorgefunden, das zum Anfachen des Feuers gedient haben mag.

Wer sich vor oder nach dem Bade noch eine Weile ergehen wollte, fand dazu Gelegenheit in dem großen Binnenhofe A, der an zwei Seiten von einem offenen Säulengange und an der dritten von einer geschlossenen, mit Fenstern versehenen Halle umgeben war. Baulich ist er dadurch interessant, daß hier die Symmetrie der Anlage eher vermieden als gesucht ist, wie öfter im späteren Römertum. Jetzt ist er ein schmuckloser, grasbewachsener Platz; im Altertum war er wohl mit schattigen Bäumen bepflanzt und bildete einen anmutigen Aufenthalt für müßige Stunden, deren die Alten mehr hatten als wir. Hier fand man jederzeit Gelegenheit, die Neuigkeiten der Stadt zu hören oder über das letzte Schauspiel und die bevorstehende Tierhetze zu plaudern. Besonders am Nachmittag, wenn die Geschäfte ruhten, darf man sich diesen Raum ebenso gedrängt voll denken wie ein modernes italienisches Café. Hier ist auch die Büchse gefunden, worin der Thürhüter das Badegeld sammelte; es wird vermutlich nicht viel höher als in Rom gewesen sein, wo man nach Horaz für einen Dreier wie ein König baden konnte.[1]) Neben der Büchse fand man ein Schwert, so daß man vermuten möchte, der Wärter habe eine Art Uniform, etwa wie ein Polizeisoldat, getragen. Die übrigen Räume, F—J, dienten lange als Magazin, sind aber jetzt wieder zugänglich. Sie bildeten das Frauenbad, und es wiederholen sich hier die oben beschriebenen Einrichtungen, wenn auch in kleinerem Maßstabe.

Außer dieser Badeanstalt gab es in Pompeji, wie gesagt,

[1]) Quadrante lavatum rex ibis. Sat. I 3, 137.

Alexanderschlacht. (Mosaikfußboden aus Pompeji, in Neapel.)

mindestens noch zwei andere, von denen die an der Nolanerstraße dadurch von besonderem Interesse ist, daß die Pompejaner hier sichtlich durch den Vesuvausbruch mitten in der Arbeit unterbrochen worden sind. Sie hatten eine Anzahl von Privathäusern angekauft und niedergerissen — überall gewahrt man auf dem unebenen Grunde, aus dem man einen Hof machen wollte, die Reste älterer Bauten und die Trümmer unfertiger Säulen —; sie hatten auch das warme Bad schon hergerichtet und waren damit beschäftigt, die Vertiefung für ein großes Schwimmbad auszugraben — da erfolgte der Ausbruch und machte ihrer Arbeit ein Ende.

11.

Heute besuchten wir das Haus, wo man am 24. Oktober 1831 das berühmteste, jetzt in Neapel befindliche Mosaik des Altertums, die Alexanderschlacht, aufgefunden hat. Es ist ein großartiges Bild, und obgleich es auf der linken Seite stark beschädigt ist, so begreift man doch beim Anblick des erhaltenen Teiles völlig, wie Goethe, dem bald nach der Auffindung eine farbige Nachbildung zugesandt wurde, zwölf Tage vor seinem Tode mit jugendlicher Begeisterung antworten konnte: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu kommentieren, und wir werden genötigt sein, nach aufklärender Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren.“

Der Künstler stellt die Schlacht bei Issos dar. Er hat den Augenblick gewählt, wo ein wuchtiger Reiterangriff der Macedonier die Perser in regellose Flucht treibt. Alexander selbst ist an der Spitze seiner Scharen von links herangedrungen, er hat den Helm vom Haupte verloren; eben durchbohrt seine gewaltige Lanze einen prächtig gekleideten Perser, dessen Pferd verwundet ist und der vergebens mit krampfhaftem Zugreifen der rechten Hand den Schaft der schrecklichen Waffe festzuhalten sucht. Der Todesstoß trifft ihn gerade in dem Augenblick, wo ein anderer persischer Speerreiter vom Pferde gesprungen ist, um es dem gestürzten Genossen anzubieten. Mit dem zusammenbrechenden Feldherrn ist die letzte Hoffnung des geschlagenen Heeres dahin, und König Darius — er ist kenntlich an der den persischen Königen eigentümlichen hohen Kopfbedeckung, der Tiara — gerät in die größte Gefahr, gefangen

genommen zu werden; schon sind die Rosse vor dem Königswagen wild geworden und bäumen sich schnaubend, während sich der Wagenlenker mit hochgeschwungener Geißel müht, sie zur Flucht anzutreiben. Vortrefflich ist der Gedanke, den Raum ungleich zu verteilen, den siegenden, massenhaft herandringenden Macedoniern nur ein Drittel, dem fliehenden und deshalb in Gruppen aufgelösten Perserheer aber zwei Drittel der Fläche zu widmen. Dadurch werden die Hauptpersonen in nachdrücklicher Weise hervorgehoben, und der Beschauer erhält zugleich von den Siegern die Vorstellung eines unaufhaltsam heranbrausenden Haufens, von den Besiegten dagegen das Bild ratloser Bestürzung, das nun breit und mannigfaltig ausgeführt werden konnte. Sehr ausdrucksvoll sind die Stellungen und Gebärden der Perser. Es ist, als ob sie angstvoll die Worte riefen:

„Ihr Städte all im ganzen Asien!
O Perserland! des Reichtums weiter Port!
Wie ist mit einem Schlag so vieles Glück
Zerstört! Wie sank des Reiches Blüte hin!" [1])

Ein wundervoller Gegensatz besteht auch zwischen den beiden Hauptpersonen. Alexander, der in ruhiger, fester Haltung vordringt, ist nahe daran, seine Drohung wahr zu machen und den Darius mit eigener Hand zu töten; dieser, zwar besiegt im Speerkampfe, erscheint trotzdem als ein menschlich fühlender und darum großer König, der fast seine eigene Gefahr vergißt, den Arm nach seinem Getreuen ausstreckt und dem durchbohrten Freunde Worte der rührendsten Teilnahme zuruft. Wider seinen Willen fast entführt ihn die besorgte Treue der Seinen aus der unvermeidlichen Gefahr. So wird zugleich die edle Gestalt des besiegten Herrschers von allem Schmählichen und Feigen befreit, das sich sonst mit der Anschauung der Flucht verbindet.

Das in seiner Art einzige Kunstwerk stammt aus einer Zeit, wo man anfing, geschichtliche Stoffe in einer der Wirklichkeit entsprechenden Weise zu behandeln. Denn nicht nur Kleidung und Bewaffnung der Barbaren, sondern auch ihre Gesichtsbildung zeigt die größte geschichtliche Treue. Zusammengesetzt ist das Bild aus

---

[1]) Aeschylus Pers. 249—252:

ὦ γῆς ἁπάσης Ἀσιάδος πολίσματα,
ὦ Περσὶς αἶα καὶ πολὺς πλούτου λιμήν,
ὡς ἐν μιᾷ πληγῇ κατέφθαρται πολὺς
ὄλβος, τὸ Περσῶν δ'ἄνθος οἴχεται πεσόν.

einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit natürlich gefärbter Marmorstifte; nach ungefährer Schätzung sind es gegen 1370000. Von den harmonischen, nichts weniger als grellen Farbentönen giebt keine der zahlreichen Nachbildungen eine Vorstellung. Dazu ist die Arbeit eine sehr feine und sorgfältige. Nur das Gesicht Alexanders und einige andere Stellen sind nach der Meinung einiger mit gröberen Stiften gelegt, vielleicht weil dies nicht mehr ursprüngliche Arbeit, sondern Ausbesserung ist. Es scheint nämlich, als hätte das Bild durch das Erdbeben vom Jahre 63 stark gelitten, und wenn man dazu bedenkt, daß es sich auf dem Fußboden eines nach dem Hofe zu offenen und vom Garten nur durch eine Brüstungsmauer getrennten Saales befand, so wird man es begreiflich finden, daß allerlei Beschädigungen nicht ausblieben.

12.

Nichts widerstrebt bei der Lektüre römischer Dichter dem modernen Empfinden so sehr, als daß sie bei jeder Gelegenheit dem regierenden Kaiser die Prädikate der Gottheit beilegen, ja ihn geradezu als einen Gott feiern. Statt vieler Stellen mag an Horaz' Carm. IV 5 erinnert werden, wo es von dem friedlichen Bürger heißt:

„Beim Nachtisch preist er dich als Gott,
Dich ruft er an mit heißem Flehen,
Weiht dir den Wein aus Opferschalen,
Fügt deine Gottheit zu den Laren."[1])

Es wäre aber unrecht, wenn man den Dichtern daraus einen persönlichen Vorwurf machen oder wenn man den Kaiserkultus nur als einen wunderlichen Einfall wahnwitziger Cäsaren ansehen wollte. Er ist vielmehr die notwendige Konsequenz der antiken Anschauung, welcher der Staat als das Höchste, das Göttlichste, ja als der gegenwärtige Gott gilt. Der Repräsentant des Staates aber ist der Kaiser; er ist gewissermaßen an die Stelle des kapitolinischen Gottes getreten. Erleichtert ward diese Auffassung durch den Umstand, daß der alten Welt der Unterschied zwischen

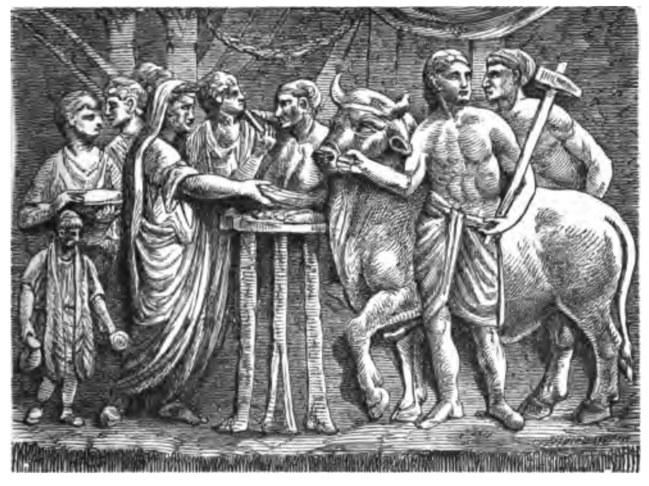
[1]) — — — alteris
te mensis adhibet deum;
te multa prece, te prosequitur mero
defuso pateris et laribus tuum
miscet numen — — —

Gott und Mensch ein fließender war; von jeher hat sie Menschen zu Göttern erhoben und die Götter wieder als Menschen angeschaut. Wird doch auch in den Hauskapellen Pompejis vielfach der Genius des Hausherrn neben den beiden Laren verehrt. Es ist daher nicht im geringsten zu verwundern, daß man die Verdienste des großen Friedensfürsten Augustus nur dadurch würdig ehren zu können glaubte, daß man ihm Stätten religiöser Verehrung widmete. Doch geschah dies nicht etwa mit einem Schlage. In den Provinzen freilich, für welche die kaiserliche Verwaltung ja eine Art Erlösung bedeutete, wurden schon zu Augustus' Lebzeiten alljährlich in Verbindung mit den Provinziallandtagen ihm und der Göttin Roma großartige Feste gefeiert, die als der Höhepunkt des politischen Lebens und als ein Zeugnis der Zugehörigkeit zum römischen Reiche gelten konnten. In Italien dagegen waren es Privatleute, die dem Kaiser bei seinen Lebzeiten, wenn auch nicht in Rom selbst, die ersten Tempel errichteten; Genossenschaften bildeten sich zur Pflege des neuen Kultus, bis dieser endlich nach dem Tode des Augustus ein allgemeiner und staatlich in feierlichster Form anerkannter wurde.[1]) Auch in Pompeji gab es eine Anzahl von Priesterschaften für die Kaiserverehrung und mehrere diesem Zwecke dienende Heiligtümer, die alle in der Nähe des Marktplatzes liegen. Das erste dieser Heiligtümer befindet sich seltsamerweise inmitten eines zeitgemäßen Nutzbaues, der dadurch unter den unmittelbaren Schutz der kaiserlichen Familie gestellt wurde. Es ist dies das sogenannte Gebäude der Eumachia. Eumachia war eine Priesterin, die zugleich im Namen ihres Sohnes auf eigene Kosten — eine derartige Freigebigkeit der Wohlhabenderen scheint damals zum guten Tone gehört zu haben — ein großes, aus Binnenhof nebst Säulenhallen und bedecktem Gange bestehendes Gebäude errichtete. Man hat in diesem bedeckten Gange die Marmorstatue der Erbauerin, einer schönen und würdigen Erscheinung, gefunden; da nun laut der wohlerhaltenen Inschrift diese Statue von der Gilde der Tuchhändler und Tuchwalker errichtet worden ist, so darf man annehmen, daß das ganze Gebäude dieser in Pompeji ebenso zahlreichen wie angesehenen Genossenschaft etwa als Warenbazar diente. Im Hintergrunde desselben

---

[1]) Vgl. Tac. ann. I 10: sepulturā more perfectā templum et caelestes religiones decernuntur.

befindet sich eine Kapelle mit einer Statuenbasis und Nischen für zwei andere Statuen. Hier standen die Bilder der Concordia Augusta und der Pietas, was in unserer Sprache den regierenden Kaiser und seine Mutter, Tiberius und Livia, bedeutet; auch hat man die Statue der Livia, wenn auch arg verstümmelt, in dem Gebäude gefunden. Dicht daneben liegt der zierliche Vespasian-tempel, den die pompejanischen Führer fälschlich dem Merkur zu-weisen. Sein Hof diente bisher als Aufbewahrungsort für manche Fundstücke, die man anderswo nicht hatte unterbringen können, und war deshalb für gewöhnlich unzugänglich, doch konnte man durch die Gitterthür recht gut den erhöhten Unterbau übersehen, auf dem einst das Bild des Kaisers stand. Jetzt ist er dem all-gemeinen Besuche geöffnet. Am meisten Interesse erregt der schöne Altar in der Mitte des Raumes. Auf seiner Vorderseite ist ein



Altarrelief im Hofe des Vespasiantempels.

römisches Opfer dargestellt. Neun Personen nehmen an der hei-ligen Handlung teil: rechts führt der Opferdiener mit einem Ge-hülfen den Stier herbei, das Opfer, welches dem Genius des regierenden Kaisers gebührte; gegenüber steht mit dem Kranze verhüllten Hauptes der Opfernde, dem ein Diener den Weihrauch reicht; zwischen beiden bläst ein Flötenspieler die Doppelflöte, während hinter dem Opfernden zwei Knaben mit heiligen Geräten und zwei Liktoren mit den Rutenbündeln stehen. Im Hinter-grunde des Bildes erblickt man vier Säulen, von denen die zweite

und dritte durch eine Guirlande verbunden sind; demnach findet das Opfer vor der Front eines Tempels statt, und man darf annehmen, daß damit der Vespasiantempel selbst angedeutet wird. Die Rückseite des Altars enthält den Bürger- oder Eichenkranz zwischen zwei Lorbeerzweigen, den Wahrzeichen des kaiserlichen Hauses; auf den Nebenseiten aber sind außer Kranzgewinden die heiligen Geräte abgebildet, die man beim römischen Opfer gebrauchte: Schale, Schöpfkelle, Krummstab, Weihrauchkästchen und das dem Opfernden unentbehrliche Handtuch.



Restaurierte Ansicht des Fortunatempels.

Schreitet man die Forumstraße weiter hinunter, so findet man ganz an ihrem Ende zur Rechten das dritte dem Kaiserkult dienende Heiligtum, den Tempel der Fortuna Augusta, der also streng genommen nicht dem Kaiser selbst, sondern der ihn schützenden Schicksalsgöttin geweiht ist. Er ist jetzt sehr zerstört, deshalb mag statt der dürftigen Ruine die restaurierte Ansicht des graziösen

Baus gegeben werden. Wir bemerken, daß der Tempelraum durch ein eisernes Gitter von der Straße abgesondert ist; drei Stufen bringen uns auf die Plattform, wo der Hauptaltar steht; von hier führt eine breite Freitreppe in den Vorraum mit seinen acht korinthischen Säulen, während im Hintergrunde der Eingang zu dem Heiligtum selber sichtbar ist. Bei der Aufgrabung hat man auch hier kein Bild des Kaisers mehr gefunden; daß es aber einst hier gestanden hat, zeigt die Inschrift Augusto Caesari parenti patriae.

Der vierte für den Kaiserkult bestimmte Raum ist wieder kein Tempel, sondern eine bescheidene Kapelle in der Markthalle von Pompeji. Sie liegt am Ende des Forums, dem Jupitertempel gerade gegenüber, und unterscheidet sich allerdings einigermaßen von einer modernen Markthalle. Wir treten durch den Haupteingang und befinden uns in einem großen, unbedeckten Hofraume. An der Wand zur Linken bemerken wir halberloschene Malereien, die aber deutlich genug auf die Bestimmung dieses ganzen Raumes hinweisen. Neben Geflügel aller Art sind Fische und Früchte dargestellt, ferner Eier, Kuchen und Brot, Schinken und Schweinsköpfe. Alle diese schönen Sachen, die bei dem Beschauer eine wahre Frühstücksstimmung erregen, wurden in den elf zweistöckigen Läden verkauft, die sich an der rechten Seitenwand hinziehen. Im Hintergrunde des Gebäudes finden wir eine Fleischerbank, nicht von Holz, sondern von Stein aufgemauert, wie man sie ähnlich noch jetzt in italienischen Städten sehen kann; auch die Rinne ist noch erhalten, die das Blut oder Wasser ableitete. Das Merkwürdigste aber in diesem Hofe sind die zwölf Basen, die gerade in der Mitte aufgestellt sind und die ein jetzt verschüttetes Brunnenbassin umgaben.[1]) Über ihre Bedeutung sind sich die Forscher nicht einig. Nach Nissens Meinung sind es Altäre, an denen die Tiere geschlachtet wurden, deren Fleisch den pompejanischen Markt versorgte. Denn die Alten, sagt er, scheinen nie recht den Glauben überwunden zu haben, daß es sündhaft sei, ein Tier zu töten. Nur dadurch gelang es ihnen, über dieses Bedenken hinweg zu kommen, daß sie die Götter selbst zu Mitschuldigen machten, indem sie ihnen das Tier opferten. Nicht etwa

[1]) Das jetzige Aussehen dieser zwölf Basen rührt von einer modernen Ausbesserung her.

daß all das schöne Fleisch den Flammen des Altars übergeben wäre, dazu waren die Alten zu praktische Leute; das Tier ward nur an heiliger Stätte geschlachtet und dadurch die Schuld abgewandt. So kommt es, daß im Altertum „die Metzgerei von den Götteraltären unzertrennlich ist.“[1]) Dieser Ansicht hat Prof. Mau widersprochen. Er sieht in den zwölf Basen keine Altäre, sondern glaubt, sie hätten die Säulen eines den Marktzwecken dienenden leichten Kuppelbaus getragen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als man in dem Abzugskanal des in der Mitte des Platzes vorhanden gewesenen Wasserbassins zahlreiche Fischschuppen gefunden hat.[2]) Geht man von hier auf die Rückwand des Gebäudes zu, so gelangt man in die dem Kaiserkult dienende Kapelle. Ihre Existenz an dieser vom lebhaftesten Markttreiben erfüllten Stätte ist ein neuer Beweis dafür, daß die Grenzlinie zwischen Geistlichem und Weltlichem im Altertum anders lief als in unserer Zeit. Auf fünf Stufen steigt man zu dem kleinen, jetzt völlig kahlen Raume empor. Hier stand die Statue des göttlich verehrten Kaisers, von der man einen Arm mit der Weltkugel gefunden hat; zwei andere dort gefundene Statuen befinden sich im Neapeler Museum und sind an Ort und Stelle durch Gipsabgüsse ersetzt. Sie stellen gleichfalls Mitglieder der kaiserlichen Familie dar, wahrscheinlich Octavia und ihren Sohn Marcellus, der, wie wir wissen, Schutzherr von Pompeji war. Der Kopf zeigt weiche, etwas schwermütige Züge, in denen man das Schicksal des frühverstorbenen und vielbetrauerten Prinzen zu lesen glaubt. Einige andere Standbilder sind schon im Altertum bei Gelegenheit einer Nachgrabung entfernt worden. Mit der Pflege dieses Kaiserkults waren die vorhin schon erwähnten, aus wohlhabenden Freigelassenen bestehenden Augustalen betraut. Zu ihnen gehörte jener Calventius Quietus, dessen Denkmal wir an der Gräberstraße gefunden haben.

13.

Schon einigemale ist von dem Erdbeben des Jahres 63 die Rede gewesen, welches die schreckliche Katastrophe des Jahres 79 ankündigte und in Pompeji so großen Schaden anrichtete, daß

---

[1]) Nissen, Pomp. Studien, S. 277.

[2]) Mau, Führer durch Pompeji, S. 24.

seine Spuren noch jetzt vielfach zu erkennen sind.[1]) Als die Bürger sich nun daran machten, die Stadt wieder aufzubauen und neu auszuschmücken, thaten sie dies nicht etwa im Geiste einer vergangenen Zeit, sondern richteten sich ganz nach dem damals herrschenden Geschmack. Man vergrößerte die Tempel, man stattete die alten Gebäude mit neuen Fassaden aus, man beklebte die würdigen dorischen Säulen mit Stuck und verwandelte sie in manchmal recht unschöne korinthische — kurz, man war auf dem besten Wege, die Stadt völlig zu modernisieren, sie aus einer hellenistischen in eine römische zu verwandeln. So kommt es, daß dem Beschauer, der nur flüchtig durch die Straßen eilt, Pompeji als eine sehr einförmige Stadt erscheint; er findet, daß ein Haus dem andern gleicht, und entbindet sich bald von der Pflicht, eine größere Anzahl derselben zu besuchen. Auch ich hatte anfangs durchaus diesen Eindruck. Aber eine wiederholte Durchwanderung der wichtigsten pompejanischen Häuser hat mich bald überzeugt, daß ihre zuerst ins Auge fallende Einförmigkeit nur eine scheinbare ist und daß in Wirklichkeit hier die allergrößte Mannigfaltigkeit herrscht. Wenn es mir in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen ist, das Auge für diese Unterschiede zu schärfen, so verdanke ich das vor allem der freundlichen Führung meines fachmännisch gebildeten Gefährten. Ich durchwanderte zunächst mit ihm eine Anzahl von wohlerhaltenen Kalksteinhäusern, aus denen sich die Phantasie sehr wohl ein Bild der älteren, hier üblichen Bauart machen kann. Entsprechend den schlichten Lebensverhältnissen jener Zeit war sie eine höchst einfache. Wer unsere niedersächsischen Bauernhäuser kennt, wird sofort die Ähnlichkeit mit dem altitalischen Hause wahrnehmen. Eine Art Diele oder Tenne mit Zimmern rechts und links, das war auch hier das älteste Haus. Im Hintergrunde des Mittelraumes stand der Herd; von dem schwärzenden Ruß, den der Rauch an der Decke absetzte, hieß der Raum das Atrium. Der Herd war zugleich der Altar der Hausgötter, deren von Holz geschnitzte oder aus gebranntem Thon hergestellte Bilder in einer Nische standen und denen die Hausfrau, die Schaffnerin des Herdes, das übliche Opfer darbrachte. Hier vor den Götterbildern pflegte man das Mahl einzunehmen:

[1]) Auch Tacitus erwähnt es: isdem consulibus . . (63) motu terrae celebre Campaniae oppidum Pompei magna ex parte proruit (ann. XV 22).

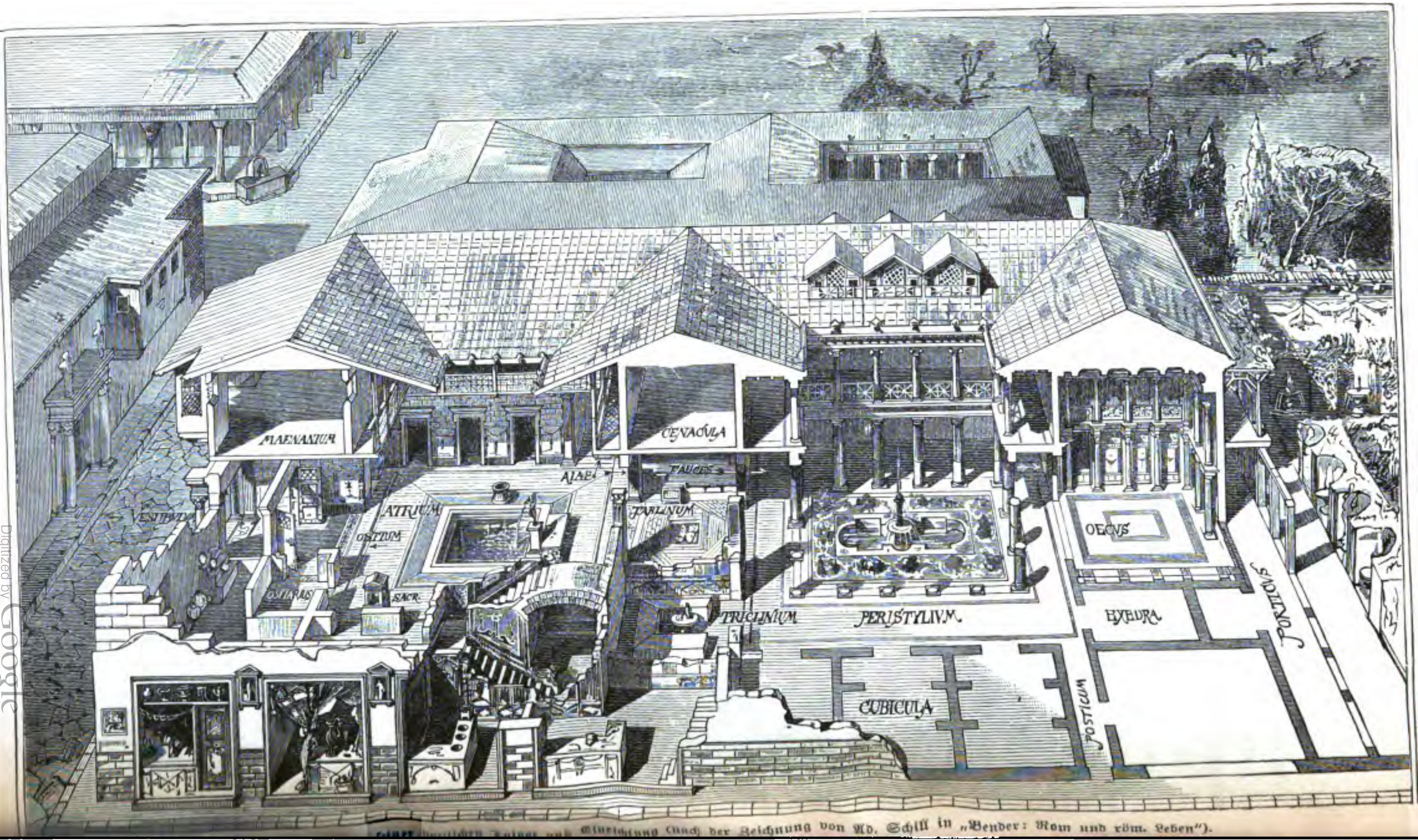
„Brauch in der Vorzeit war, sich am Herd zu versammeln auf langen Bänken; man glaubte, dem Mahl nahten die Götter sich dann.“ [1])

Hier im Atrium stand auch die große, mit Metall beschlagene und mit Zapfen am Boden befestigte Truhe, die dem Hausherrn zur Aufbewahrung seines Geldes diente; man kann sie mit den schweren Laden vergleichen, worin früher die deutsche Hausfrau „die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein“ aufspeicherte. Hinter dem Herde lag das Hauptzimmer, in dem die Familie wohnte und schlief, das sogenannte Tablinum; hier sitzend vermochte die Hausfrau das ganze Atrium zu übersehen, denn das Tablinum war ein offener Raum. [2]) Rechts und links vom Herde lagen zwei Flügelzimmer, alae genannt, dem Andenken der Vorfahren geweiht, deren Ahnenbilder von hier auf den Herd schauten und das Treiben ihrer Nachkommen bewachten. Luft und Licht kam all diesen Räumen ursprünglich nur durch die geöffnete Hausthür, höchstens auch durch einige hoch in der Mauer angebrachte Schlitzfenster. Aber mit fortschreitender Kultur wuchs das Verlangen nach Luft und Licht; so begann man denn, beide zugleich durch das Dach einzulassen, indem man in der Mitte ein viereckiges Stück herausschnitt; das sonnige Klima des Südens gestattete dies. Der eindringende Regen ward nun in das Innere des Hauses geleitet und zu dem Zwecke eine flache, gemauerte Vertiefung, das Impluvium, unter der Dachöffnung angebracht, aus der das Wasser in eine Zisterne oder mittelst einer Rinne auf die Straße abfloß. Mit der Zeit kamen weitere Veränderungen hinzu. Wer Raum

[1]) Ov. fast. VI 305. 306:

ante focos olim scamnis considere longis
mos erat et mensae credere adesse deos.

[2]) Treffend erinnert Nissen an die Schilderung des altsächsischen Bauernhauses bei Möser, Patriot. Phantasien III Nr. 37, wo es u. a. heißt: „Die Wohnung eines gemeinen Bauern ist in ihrem Plan so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist. Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anzünden, und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen . . und beachtet Keller, Boden und Kammer.“



… Einrichtung (nach der Zeichnung von Ad. Schill in „Bender: Rom und röm. Leben").

genug hatte, legte sich hinter dem Hause ein Gärtchen an und öffnete die Hinterwand des Hauptzimmers, durch das nun ein mächtiger Lichtstrahl eindrang. Unmöglich konnte das Tablinum jetzt noch als Schlafzimmer benutzt werden; man sah sich also genötigt, den Lagerstätten besondere Räume rechts und links vom Atrium anzuweisen. Auch die Verbindung von Küche und Atrium konnte sich nicht auf die Dauer halten; der umherziehende Rauch, der sich einen Weg durch Dachöffnung und Thür suchte, ward nach und nach als lästig empfunden, und die Bereitung der Speisen hörte auf, „eine liebe Augenweide zu sein.“ So wurde denn der Herd im Atrium durch einen eleganten Marmortisch ersetzt, auf den man allerlei zierliche Geräte stellte, und im hinteren Teile des Hauses eine besondere Küche hergerichtet. Alle diese Veränderungen mußten auf eine Erweiterung des Hauses hindrängen. Sie erfolgte in der Weise, daß man hinter dem ersten Wohnhof einen zweiten anlegte. Aber er ward keine bloße Wiederholung des Atriums. Nachdem man von den Griechen inzwischen gelernt hatte, die Säule auch beim Privathause anzuwenden, baute man hinter dem Atrium einen kleinen Säulenhof und legte in der Mitte desselben ein Blumengärtchen an, um sich wenigstens ein Stückchen Natur mitten in der Stadt zu schaffen. War der Hausherr kunstsinnig, so bewahrte er in dieser Halle auf, was er an Bronzen oder an Skulpturen besaß, etwa einen tanzenden Satyr oder einen kämpfenden Ringer oder ein Götterbild. Auch sonst war es ein anmutiger Raum: die Säulen in roter oder gelber Färbung, die Mauern wie auch sonst im Hause mit Stuck überzogen und in mannigfacher Weise verziert. Hier ist kostbare Marmorverkleidung in Stuck nachgeahmt, dort ein architektonisches Gebilde in Farben dargestellt; oder eine ornamentale Umrahmung schließt größere Gemälde ein, Nachbildungen berühmter Kunstwerke, unseren Kupferstichen vergleichbar; anderswo ziehen sich an den Wänden anmutige Arabesken entlang, aus denen sich niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, während dort aus Blumengewinden wilde und zahme Tiere hervorspringen — ein phantastisches Spiel, das dem Auge gefällt, ohne den Geist zu ermüden. Peristylium nannte man diesen Lichthof; der Name verrät den griechischen Einfluß deutlich. Auf ihn öffneten sich zahlreiche Zimmer, die dem wachsenden Raumbedürfnis vollauf Genüge leisteten. Gartenzimmer wurden hier angelegt und behagliche Speiseräume.

Immer mehr zog sich das Familienleben in diesen hinteren Anbau zurück, während das alte Atrium dem Gesinde überlassen blieb oder zum Empfang von Fremden diente. Auch die Hausgötter, die einst am rauchenden Herde gestanden hatten, erhielten jetzt eine andere Stätte: man errichtete ihnen besondere Hauskapellen, die sogenannten Lararien, die manchmal sehr hübsch waren, denn die Hausgötter brachten ja den Gewinn ins Haus — salve, lucrum! „willkommen, Gewinn!“ liest man in Mosaikbuchstaben auf der Schwelle eines Hauses — und sorgten dafür, daß die Hausbewohner ihn in Gesundheit verzehrten. Statt aus Thon bildete man diese Laren jetzt gern aus Bronze. Gewöhnlich sind es kleine, etwa eine Spanne hohe Jünglingsgestalten mit flatterndem Gewande und Halbstiefeln, manchmal bekränzt; in der Rechten halten sie das erhobene Trinkhorn, in der Linken die Opferschale.

Es ist sehr zu bedauern, daß man den Gedanken noch nicht zur Ausführung gebracht hat, eins von den vielen zerstörten pompejanischen Häusern völlig wieder so herzurichten, wie es in alten Zeiten war. Der Besucher der Stadt würde dann mit einem Blicke eine so vollkommene Anschauung von einem römischen Wohnhause gewinnen, wie sie selbst die eingehendste Beschreibung nicht zu geben vermag. Bis dies einmal geschieht, muß sich der Besucher mit dem schönen Modell im Neapeler Museum begnügen, das der Architekt Castelli von dem sogenannten Hause des tragischen Dichters im Maßstabe von 1 : 50 angefertigt hat. Aber auch ohne das sieht man leicht, daß sich die Häuser Pompejis erheblich von den unsrigen unterscheiden. Anstatt nach der Straße zu blicken, sind sie nach innen zu gewandt, und treffend sagt der Dichter:

. . . Die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.

Mit der Außenwelt standen sie nur durch eine Eingangsthür in Verbindung, die für gewöhnlich verschlossen war, auch wohl durch einen Sklaven und einen Kettenhund bewacht wurde, wobei statt des wirklichen Hundes gelegentlich das Mosaikbild desselben auf dem Fußboden erscheint, mit der scherzhaften Unterschrift: „Er beißt!“ (cave canem). Jene hellen Glasfenster, die es uns ermöglichen, vom Zimmer aus an dem Leben der Straße teilzunehmen, sie fehlen in Pompeji völlig. Wohl kannte man das Glas und wußte namentlich für Gefäße einen sehr mannigfaltigen Gebrauch davon zu machen, aber man war nicht dazu vorgeschritten,

Fensterglas in größerem Umfange anzuwenden. Dadurch ward das Privatleben bei den Alten viel zurückgezogener als bei uns. Vor allem traf dies die Frauen, deren Leben ohnehin schon einförmig genug war; sie waren ja, von wenigen Gängen abgesehen, die ganze Woche im Hause, sie hatten keinen Sonntag, keine Bücher und Journale, keine Konzerte, Vorträge und Gesellschaften in unserem Sinne, nicht einmal einen erheblichen Wechsel der Mode, und zu alledem konnten sie weder auf die Straße hinaussehen noch von dort gesehen werden! Was aber die Zimmer in diesen Häusern anbetrifft, so erscheinen sie uns fast überall recht klein, so klein, daß man nicht ohne Grund behauptet hat, sie hätten bisweilen lediglich die Stelle unserer Schränke vertreten. Andrerseits darf man nicht vergessen, daß sie dafür um so zahlreicher waren. Ein Haus wie das des Pansa z. B. enthält nicht weniger als sechzig Räume. Wie der vornehme Römer für alle möglichen Verrichtungen besondere Sklaven anstellte, so hatte er Räume für alle Vorgänge des Tages. Man begnügte sich nicht mit einem einzigen Speisezimmer, man hatte mehrere für die verschiedenen Jahreszeiten und die wechselnde Zahl der Gäste. Auch die Dunkelheit, die in den Zimmern herrschte, ist uns höchst befremdlich. Die meisten Zimmer hatten überhaupt keine Fenster, sondern öffneten sich nach dem Atrium zu, so daß sie kein direktes Licht gehabt haben können.[1]) Ein Leben in geschlossenen Zimmern muß wenigstens für die Männer kein Bedürfnis gewesen sein; da sie einen guten Teil des Tages auf dem Markte, in der Basilika oder in den Bädern zubrachten und ihr Haus vor allem zum Essen und Schlafen benutzten, so fanden sie in der Dunkelheit nichts Unbequemes, zumal sie ihnen kühle Räume sicherte, und die sind im Süden ein unschätzbares Gut.

Die Veränderungen in der Bauart, von denen vorhin gesprochen wurde, erfolgten natürlich erst dann, als Pompeji seine bäuerliche Periode hinter sich hatte und der Wohlstand der Stadt gewachsen war. Das geschah aber durch Handel und Gewerbe. Pompeji war im Altertum eine Seestadt, der Hafen für das ganze Thal des Sarnusflusses. Das Meer trat bis auf 1 km an die Stadt heran; als Hafen diente der Fluß, der, wie alle Flüsse

[1]) Wer jemals in einem echt neapolitanischen Hotel logiert hat, wird hier eine ähnliche Bauart gefunden haben.

Italiens, damals einen größeren Wasserreichtum besaß und an dessen Ufern sich eine kleine Vorstadt gebildet hatte. Nicht nur mit den Erzeugnissen des gesegneten kampanischen Bodens trieb Pompeji Handel, sondern auch mit denen seiner eigenen industriellen Thätigkeit, vornehmlich der Tuchindustrie. Das alles gab Veranlassung, an der Vorderseite der Häuser möglichst zahlreich jene schon oben beschriebenen Läden einzurichten. Nicht in allen Straßen ist dieses geschehen, aber in vielen ist Haus an Haus von Läden und Werkstätten eingenommen, in denen das Gewerbe und der Kleinhandel seinen Sitz hatte. Man nannte sie Tabernen, und die berühmte Stelle des Horaz

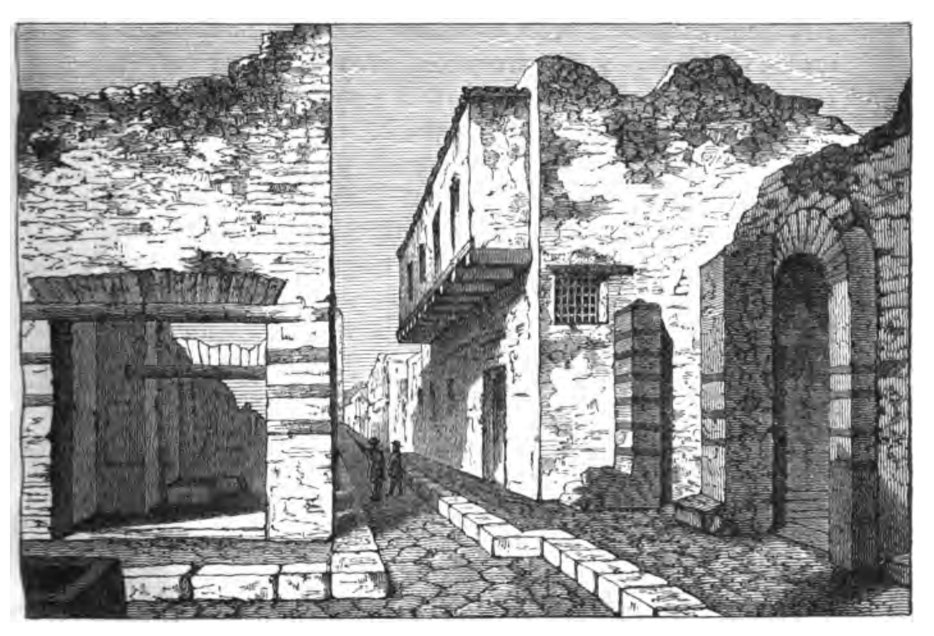
„Es zieht der blasse Tod mit gleichem Schritte
Durch Königsburgen und des Armen Hütte" [1])

lehrt uns, daß sie der ärmeren Klasse zugleich als Wohnung dienten, besonders wenn sich ein zweiter Raum dahinter anschloß. Immerhin war es eine bescheidene Wohnung, mit der sich eine deutsche Arbeiterfamilie schwerlich zu behelfen wissen würde. Von den Häusern waren diese vorgelegten Läden ganz getrennt und wurden gesondert vermietet; wo sich einmal eine Verbindung wahrnehmen läßt, darf man annehmen, daß der Besitzer des Hauses die Erzeugnisse seines eigenen Landgutes nicht etwa selbst verkaufte — das hätte die bei den Römern sehr empfindliche Standesehre nicht gelitten —, sondern durch einen Sklaven verkaufen ließ. Die wachsende Bevölkerung der Stadt veranlaßte ferner, daß man ein oberes Stockwerk einrichtete. Auch dieses waren höchst bescheidene Gelasse, die nur als Miet- oder Sklavenwohnungen benutzt wurden, während die Eigentümer und besser gestellten Leute stets zu ebener Erde wohnten. Infolge der Verschüttung ist dieses obere Stockwerk überall eingestürzt, doch ist es wenigstens in einem Falle gelungen, dasselbe nach den vorhandenen Spuren wieder so herzustellen, wie es im Altertum war. Es ist das Haus, das jetzt casa del balcone pensile genannt wird und das unsere Abbildung darstellt. Der vorspringende Erkerbau dieses Hauses besteht aus drei kleinen Zimmern, und da man in einem von ihnen einen Gladiatorenhelm gefunden hat, so ist die Vermutung nicht unbegründet, daß dies die Mietwohnung eines

---

[1]) Hor. carm. I 4, 13:
pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
regumque turres.





Haus mit Erker.

ausgedienten Fechters gewesen ist. Auch die Treppe ist wiederhergestellt, auf der man gleich hinter der Hausthür in den oberen Stock hinaufsteigt. Im Altertum war sie vielleicht noch einfacher als jetzt, denn die antiken Treppen waren, wenn man von den Großstädten absieht, unbequem und unbeholfen. Sie waren nichts als festgemachte Leitern, deren Sprossen man durch Bretter ersetzt hatte. —

Ganz am Ende der Gräberstraße hat man schon im vorigen Jahrhundert eine große Villa ausgegraben, die gewöhnlich als das Haus des Diomedes bezeichnet wird. Mit Sicherheit läßt sich freilich nicht sagen, ob die Benennung richtig ist; sie stützt sich lediglich darauf, daß gegenüber, an der anderen Seite der Straße, das Grab des M. Arrius Diomedes liegt, eines früheren Freigelassenen, der es später bis zum Vorsteher der Vorstadt gebracht hatte. Das Haus überrascht ebenso durch seine vom Herkömmlichen abweichende Bauart wie durch seine Ausstattung. König Ludwig von Bayern hat es in Aschaffenburg nachbilden lassen — eine unglückliche Wahl, wenn ein Muster des regelmäßigen römischen Wohnhauses gegeben werden sollte, eine glückliche, wenn es galt,

das Haus zu wählen, dessen Bewohner die lebendigste Teilnahme für ihr Schicksal zu wecken vermochten. Von der Straße aus tritt man sogleich in das obere Stockwerk, und zwar gelangt man zuerst in einen freundlichen Säulenhof, der sich auf eine geräumige Terrasse öffnet. Die Aussicht von dieser Terrasse ist herrlich; der klare Himmel, der rauchende, gegen Abend purpurfarbene Berg, die grüne Gegend, der frische Seewind — alles hat sich in dem stillen Verlaufe von 1800 Jahren nicht verändert, und die Aussicht würde noch erfreulicher sein, wenn sie nicht an mehreren Stellen durch die Schutthügel der Ausgrabungen beschränkt würde. Dieser obere Teil des Hauses diente der Familie als Winteraufenthalt, und manches zeugt hier von behaglichem Wohlstande. Zahlreiche Zimmer öffnen sich nach allen Seiten, darunter ein großes, halbrundes Schlafzimmer mit einer Nische für das Bett. Sie konnte durch einen Vorhang geschlossen werden, wie man aus den am Eingange aufgefundenen Ringen abnehmen darf; auch die Salben- und Ölgefäße hat man noch an der Stelle gefunden, wo die Herrin des Hauses sie nach dem letzten Gebrauche niedergesetzt hatte, und nicht weit davon jenen schönen Kandelaber aus Erz, den Gregorovius so anmutig im „Euphorion“ beschrieben hat. Einige Schritte weiter, zunächst dem Eingange in den Säulenhof, sieht man ein kleines Bad mit all den Einrichtungen, welche die öffentlichen Bäder in größerem Maßstabe aufweisen. Kam dann die heiße Jahreszeit, so siedelte die Familie in das untere Stockwerk der Villa über. Die gewölbten Räume boten kühlen Schatten und den reizenden Ausblick durch eine rebenübersponnene Pfeilerhalle in den Garten, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. Die Wohnung verband ländliche Stille mit städtischem Treiben; trat man aus der Hausthür und schritt die sieben Stufen hinab, so befand man sich auf der besonders am Abend stets belebten Promenade, und ein kurzer Weg durch das nahe Thor führte nach dem Mittelpunkte der Stadt. Aber am Nachmittage des 24. August im Jahre 79 n. Chr. dachte niemand von den Hausbewohnern an Ausgehen, denn Erdstöße erschütterten die Grundmauern des Hauses, und unheilverkündendes Dunkel hatte sich über Land und Meer gelagert, bisweilen durch flammende Blitze des Vesuvs erhellt. Der Hausherr ließ sich dadurch nicht schrecken. Vor sechzehn Jahren hatte er das große Erdbeben erlebt und wußte, wie trefflich sich der zwar dunkle, aber sehr geräumige und

feste Keller bewährt hatte, der sich unter der Pfeilerhalle entlang zog. „Mag das Haus auch beschädigt werden, der Keller wird Sicherheit gewähren,“ dachte er. So befahl er denn seiner Familie und seinen Sklaven, sich dorthin zu begeben; er selbst wollte sogleich nachkommen, er wollte zuvor nur noch mit Hülfe eines Dieners das Geld und die Wertgegenstände in Sicherheit bringen. Aber er sollte das Kellergewölbe nicht mehr erreichen; denn mittlerweile hatte der Aschenregen begonnen und versperrte ihm und seinem Diener den Eingang. Beide machten nun den Versuch, sich durch eine der Seitenthüren auf die Straße zu retten; aber es war schon zu spät: sie versanken in der immer höher steigenden Asche. Auch in den Keller drang die feine Asche durch die kleinen, viereckigen Luftlöcher ein, welche sich nach dem Garten zu öffnen, und sämtliche Unglückliche, achtzehn Erwachsene und zwei Kinder, mußten ersticken. Als man nach siebzehn Jahrhunderten ihre Gebeine auffand, hatten sich nicht nur die Fäden der Gewänder, sondern auch die Formen der Körper in der anfangs weichen Verschüttungsmasse abgedrückt, und wir würden die Armen in der Stellung ihres elenden Todes vor uns sehen, wäre schon damals das früher beschriebene Verfahren Fiorellis bekannt gewesen. Nun wissen wir bloß, daß sie aneinander gedrängt gestorben sind, das Gesicht verhüllt, in der Hoffnung, dadurch die erstickende Asche und die giftigen Dünste dieses schrecklichen Ausbruches fernzuhalten. Unweit der Gartenthür hat man auch das Gerippe des Hausherrn und seines Sklaven gefunden. Gold- und Silbermünzen lagen neben ihnen, und die rechte Hand des Herrn hielt einen großen, künstlich gearbeiteten Schlüssel umklammert.

14.

Wir waren heute früh nach Neapel hinübergefahren, um zur Abwechselung ein paar Stunden im Museum zuzubringen und gegen Mittag nach Pompeji zurückzukehren. Für das Neapeler Museum bilden ja Herkulaneum und Pompeji das große Bergwerk, aus dem mannigfaches Erz zu Tage gefördert wird, nicht nur ehernes Hausgerät aller Art, sondern auch unzählige Kunstwerke. Als wir im Bronzezimmer vor der Büste eines etwa fünfzigjährigen Mannes standen, meinte mein Begleiter lächelnd: „Der sieht ja aus, als ob er jeden Tag an die Börse ginge.“ Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn das Bild stellt den pompejanischen Banquier L. Cäcilius Jucundus (= Fröhlich)



L. Cäcilius Jucundus.

dar, und die unvergleichliche Mischung von behaglicher Laune und berechnender Schlauheit in den Zügen dieses antiken Kommerzienrates zeigt, daß er ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen sein muß, der rechtzeitig sein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte. Auf das Äußere scheint er nicht viel gegeben zu haben: sein Haus liegt in einer ziemlich engen Straße und unterscheidet sich nicht eben von den anderen. Tritt man freilich in das Innere, so zeigen schon die erhaltenen Malereien, daß er ein wohlhabender Mann war, der etwas für die Kunst thun konnte. Iphigenie auf Tauris ist dargestellt, wie sie aus dem Tempel schreitet, um die beiden fremden Gefangenen zu opfern; dazu Theseus, der Ariadne auf Naxos verläßt, ein lebensvolles Bild. Seine Bronzebüste hat Herr Fröhlich übrigens nicht selbst anfertigen lassen, sondern sie ist das Geschenk eines dankbaren Freigelassenen; das zeigt die Inschrift: „Dem Genius unseres Lucius

hat der Freigelassene Felix diese Büste geweiht." [1]) An realistischer Behandlung lassen die ein wenig weit abstehenden Ohren und die Warze auf der Backe nichts zu wünschen übrig.

Als man am 3. Juli 1875 das Haus ausräumte, entdeckte man in einem ziemlich großen Koffer nicht weniger als 132 Quittungen, die dem Jucundus für empfangene Zahlungen ausgestellt waren. Sie sind nicht etwa auf Pergament oder Papyrus geschrieben — beides benutzte man nur für Gegenstände, die man dauernd aufbewahren wollte —; für Quittungen genügten dünne, mit Wachs überzogene Holztäfelchen, von denen man zwei bis drei wie





Wachstafeln.

die Deckel eines Buches miteinander verband. Daß sich diese zerbrechlichen Gegenstände mehr als achtzehn Jahrhunderte inmitten furchtbarer Zerstörung erhalten haben, muß fast unglaublich erscheinen. Freilich darf man sich die Erhaltung nicht als eine vollkommene denken. Als man sie auffand, so wird uns berichtet, erschienen sie wie ein Haufe verbrannter Kohlen, und kaum wurden sie von der Luft und den Sonnenstrahlen berührt, als sie anfingen, auseinander zu spalten und zu zerbröckeln. Es war unendliche Vorsicht erforderlich, um diese kostbaren Trümmer nach Neapel zu schaffen. Hier begannen kundige Hände nun, die Täfelchen von einander zu sondern, die zerstreuten Stücke wieder zusammenzusetzen und die Spuren zu entziffern, die der eiserne Griffel auf dem Holze — das Wachs war natürlich geschmolzen — zurückgelassen hatte. So ist es denn allmählich gelungen, von den erhaltenen Urkunden 127 ganz oder teilweise zu lesen. Die

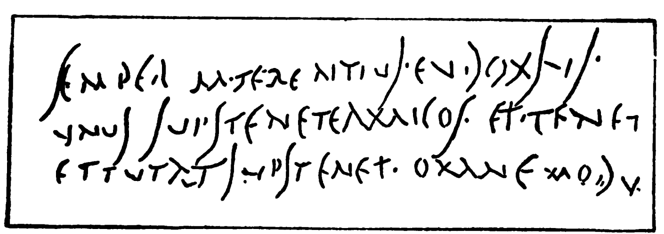
[1]) Genio Luci nostri Felix libertus. Die Bezeichnung mittelst des Vornamens erinnert an Hor. sat. II 5, 32: Quinte puta aut Publi — gaudent praenomine molles auriculae —.



meisten beziehen sich auf Versteigerungen und zeigen uns recht deutlich, wie es dabei herging. Damals war diese Art des Verkaufs bei den Römern sehr beliebt; in allen größeren Städten gab es geräumige Hallen dafür, atria auctionaria genannt. Da der Vorsitzende sich auf Buch- und Protokollführung verstehen mußte, so nahm man gern einen geschäftskundigen Makler oder Banquier dazu, was auch noch einen anderen Vorteil bot. Es mußte nämlich bar bezahlt werden; hatte der Käufer das Geld nicht zur Hand, so streckte der Banquier es vor. Er hatte so einen doppelten Nutzen von dem Geschäfte: zunächst die Auktionsgebühren von der verkauften Masse — sie betrugen gewöhnlich 1 % — und sodann die Zinsen, die er vom Käufer für das geliehene Geld nahm. Sie sind so außerordentlich hoch, daß Jucundus in unseren Tagen schwerlich dem Vorwurfe des Wuchers entgangen wäre. Die aufgefundenen Tafeln enthalten nun die dem Banquier vom Verkäufer ausgestellten Quittungen; eine ist wie die andere, nur unbedeutende Abweichungen finden sich im einzelnen. Etwa zehn von den Täfelchen zeigen uns, daß Jucundus auch noch andere Geschäfte machte. Er pachtete nämlich städtische Grundstücke und ließ diese entweder selbst bewirtschaften oder gab sie wieder an andere Unternehmer ab. Der städtische Kämmerer zog das Geld ein und quittierte dem Jucundus darüber; für eine Weide hatte er 573 M., für eine Tuchwalkerei 380 M. und für ein anderes städtisches Grundstück 1286 M. zu erlegen. Man sieht, es sind nicht gerade Dinge von großer Wichtigkeit, die uns diese Quittungstafeln bieten, und doch wurden sie bei ihrer Auffindung mit besonderer Freude begrüßt, denn sie erweckten die bis jetzt freilich immer wieder getäuschte Hoffnung, daß man eines Tages unter den Ruinen Pompejis doch noch irgend eine Büchersammlung oder ein Archiv von größerer Bedeutung finden würde. Wie erfreulich wäre es, wenn die Fortsetzung der Arbeiten es uns ermöglichte, in einem vollständigen Exemplare des Livius eine so interessante und so wenig bekannte Zeit wie die der Gracchen nachzulesen, oder wenn ein zeitgenössisches Memoirenwerk uns neue Aufschlüsse über die glänzendste Periode der römischen Geschichte, das Zeitalter des Augustus, brächte! Daß in Pompeji, wiewohl es vorwiegend Handelsstadt war, doch litterarische Dinge nicht unbekannt waren, geht aus manchen Wahrnehmungen hervor, unter anderem schon daraus, daß wir von

einer Gilde der Librarii Kunde haben, worunter entweder Abschreiber oder Händler mit Büchern zu verstehen sind. Aber es scheint, als hätte die Asche, welche Pompeji einhüllte, dort alle Papyrusrollen vernichtet. In Herkulaneum dagegen, wo die Verschüttungsmasse zu festem Gestein erhärtete, blieben sie erhalten, so daß man schon beim Beginn der Ausgrabungen im Jahre 1752 dort eine Bibliothek von mehr als 1800 Rollen entdeckte.

Wenn uns Pompeji nun auch keine Bücher aufbewahrt hat, so enthält die Stadt doch eine umfangreiche Litteratur von eigenartiger Bedeutung. Es sind die Inschriften, welche sich an den Wänden der Gebäude und vielfach auch auf den ausgegrabenen Gegenständen finden. Wie groß ihre Zahl ist, läßt sich daraus abnehmen, daß sie in der Sammlung der von der Berliner Akademie herausgegebenen lateinischen Inschriften einen stattlichen Folioband füllen. Und dabei bedeuten die 3000 Inschriften dieses Bandes nicht einmal das ganze Material, da er schon im Jahre 1871 erschienen ist und seitdem zahlreiche neue Funde gemacht worden sind. Die gesamten Inschriften zerfallen in zwei Arten. Die einen sind mit einem Nagel oder sonst einem spitzen Gegenstande in den glatten Kalkbewurf der Wände eingegraben worden und heißen deshalb Graffiti; andere, die sogenannten Dipinti, hat



Graffito.

man mit roter Farbe aufgetragen. Die letzteren begleiten den Besucher auf Schritt und Tritt; an Pfeilern und Mauern, zwischen den Thüren und Fenstern der Häuser bemerkt man die schlanken, meist schwer zu lesenden und häufig schon halb erloschenen Buchstaben, deren Länge zwischen fünf und dreißig Centimeter wechselt. Die Graffiti dagegen entgehen dem Auge des Besuchers gewöhnlich, sind aber darum nicht minder interessant, denn sie führen uns in das Leben und Treiben des gewöhnlichen Volkes ein und geben uns Gelegenheit, die Vergangenheit im bescheidenen Alltagsgewande, ja manchmal im tiefsten Negligé zu

belauschen. Auch die sprachliche Form ist manchmal derartig, daß sie unsern Tertianern zum großen Troste gereichen würde, denn der Kampf der Buchstaben und Kasus zeigt sich in diesen doch echt römischen Leistungen noch keineswegs immer zum Austrage gebracht. Aus dem zuchtlosen und buntscheckigen Troß mögen einige Beispiele herausgegriffen werden.[1]) Ein harmloser Scherz ist es, wenn irgend ein Spaßvogel in feierlichster Form die Mitteilung macht, daß ihm am 6. Juli des Jahres 29 n. Chr. ein Eselchen geboren sei,[2]) oder wenn Pyrrhus an seinen Freund und Mitsklaven Chius schreibt: „Ich höre zu meinem Bedauern, du seiest gestorben; so leb denn wohl."[3]) Viel häufiger enthalten diese Inschriften spöttische oder höhnische Bemerkungen. Der arme Miccio konnte doch nichts dafür, daß er krumme Beine hatte; trotzdem mußte er es sich gefallen lassen, daß man ein X an die Wand malte und die Worte dazu setzte: „Betrachtet euch das Gestell Miccios!"[4]) Und wenn Virgula ihrem Tertius mitteilt: „Du bist mir zu häßlich,"[5]) so ist dies gewiß ein Absagebrief, auf den keine Antwort möglich war. Wie dem Ritter Ventrio, der sich aus ländlichen Verhältnissen herausgearbeitet hatte, in einer Wandkritzelei nachgesagt wird, er sei zwischen Kohl und Rüben geboren,[6]) so heißt es von einem Sklaven Namens Epaphra, es fehle ihm der Bart am Kinn und er verstehe nichts vom Ballspiel.[7]) Nebenbei mag bemerkt werden, daß man diese Inschrift durchstrichen gefunden hat, wahrscheinlich von dem gekränkten Epaphra selbst, der übrigens öfter zur Zielscheibe des Spottes diente und jedenfalls eine stadtbekannte Erscheinung war. Ziemlich boshaft lautet es auch, wenn es mit unnachahmlichem Wortwitze von Verus heißt: „Hier wohnt Wahrmann, wo es nichts Wahres giebt."[8]) Hinter die sentimentalen Verse eines unglücklichen Liebhabers hat eine zweite Hand geschrieben: „Wer dies liest, möge

---

[1]) Vgl. Schuchardt, Romanisches und Germanisches. 1886.

[2]) L. Nonio Asprenate A. Plotio consulibus asellus natus pridie Nonas Caprotinas.

[3]) Pyrrhus Chio conlegae salutem. Moleste fero quod audivi te mortuum; itaque vale.

[4]) Miccionis statum considerate!

[5]) Virgula Tertio suo. Indecens es.

[6]) Chaduis Ventrio eques natus Romanus inter beta(m) et brassica(m).

[7]) Epaphra, glaber es. — Epaphra pilicrepus non est.

[8]) Verus hic ubi stat, nihil veri.

nie wieder etwas anderes lesen, möge verwünscht sein;" eine dritte verbessert: „Nein, der Schreiber selbst," und eine vierte setzt hinzu: „Sehr richtig!"[1]) In einer anderen Inschrift heißt es: „Agatho, der Sklave des Herennius, bittet die Venus ..." Hier wurde der Schreiber wahrscheinlich polizeilich verhindert, seinen Herzenswünschen Ausdruck zu geben; ein anderer aber sah die angefangenen Worte und setzte hinzu: „Möge er verwünscht sein, bitte ich."[2]) Venus Pompejana kommt in derartigen Verwünschungen öfters vor. An einer Wand ist die rohe Nachbildung eines Gladiatorenkampfes zu sehen mit der Inschrift: „Wer dies beschädigt, möge sich den Zorn der Venus von Pompeji zuziehen."[3]) Dagegen heißt es in einer anderen Inschrift mit rührender Zärtlichkeit: „Methe .. liebt den Chrestus von Herzen; möge beiden Venus Pompejana gnädig sein und sie stets einträchtig leben!"[4]) Während hier überall Venus als mächtige Göttin ehrfurchtsvoll angerufen wird, giebt es doch auch eine Inschrift, wo sie Seelenverkäuferin gescholten und mit Prügeln bedroht wird, was einigermaßen an das wechselnde Benehmen der Neapolitaner gegen ihre Schutzheiligen erinnert. Es heißt da:

„Liebende, herbei! Ich will
  Venus einige Rippen brechen!
Ihrer Schenkel Götterkraft
  Will ich mit dem Knittel schwächen;
Kann sie mir das Herz zerreißen,
Kann ich ihr den Kopf zerschmeißen."[5])

An derben Schimpfwörtern fehlt es überhaupt nicht. „Nicerate", heißt es z. B., „dumme Gans, .. bedenke doch ."[6])

---

[1]) Qui hoc leget, nunquam postea aled (= aliud) legat, nunquam sit salvus. — Qui supra scripsit. — Vere dicis.

[2]) Agatho Herenni servus rogat Venerem .. ut pereat rogo.

[3]) Abeat Venere Bompeianam (= habeat Venerem Pompeianam) iratam, qui laeserit. Auch die heutigen Neapolitaner sollen noch den Ausdruck „Daß dich die Venus! abbia la Venere!" haben.

[4]) Methe .. amat Chrestum corde. Sit utrisque Venus Pompeiana propitia et semper concordes vivant!

[5]) Quisquis amat, veniat; Veneri volo frangere costas
  Fustibus et lumbos debilitare deae:
Si potis illa mihi tenerum pertundere pectus,
Cur ego non possim caput illi frangere fuste?

[6]) Nicerate, vana succula, quae amas Felicionem et ad portam deducis, illud tantum in mente habeto ..

Und den Leuten von Nuceria, die im Jahre 59 n. Chr. eine schlimme Prügelei mit den Pompejanern gehabt hatten, wird ein richtiges Pereat gebracht.[1]) Nicht ganz so schlimm klingt folgender Vers:

„Kommt es wem in den Sinn, mein liebes Mädchen zu kränken,
Geh er durch Liebe zu Grund mitten im öden Gebirg!"[2])

Auch die Inschrift: „Hier giebt sich Romula mit Staphylus Rendezvous"[3]) ist eine ziemlich harmlose Denunciation. Ärger hat die folgende Inschrift diktiert. Der Betreffende hatte sich gerade zum Essen niedergesetzt, als er durch den Besuch eines Freundes überrascht wurde, mit dem er nun teilen mußte; darum schrieb er: „Wer sich ein Schinkenbein gekocht hat und es dann einem Gaste vorsetzen muß, der bekommt nichts vom Schinkenbeine, sondern muß sich begnügen, den Topf auszulecken."[4]) Einen sehr deutlichen Wink an die Adresse des reichen L. Istacidius enthält die Inschrift: „L. Istacidius, bei wem ich nicht eingeladen werde, der gilt mir für einen ungeschliffenen Gesellen."[5]) Das Gegenstück dazu lautet: „Wer mich einlädt, dem möge es gut gehen!"[6]) Gewiß waren nicht alle Reichen so liebenswürdig gegen Schmarotzer, wie jener M. Terentius Eudoxus, von dem eine Wandinschrift rühmt: „Immer ist M. Terentius Eudoxus der einzige, der seinen Freunden zu essen giebt, sie bei sich behält, sie beschützt und in jeder Weise unterstützt."[7]) Daß es in der Stadt überhaupt eine ziemliche Anzahl von Bummlern und Lazzaroni gab, zeigen auch andere Inschriften. C. Julius Primigenius hat seinen Namen irgendwo angeschrieben; eine andere Hand hat aber darunter bemerkt: „Was hast du hier herumzulungern?"[8]) Ein beliebtes Plätzchen für süßes Nichtsthun und gaffende Neugier scheint gegenüber jenem Kaufmannshause gewesen zu sein, welches

---

[1]) Nucerinis infelicia!

[2]) Si quis forte meam cupiet violare puellam,
Illum in desertis montibus urat amor.

[3]) Romula hic cum Staphylo moratur.

[4]) Ubi perna cocta est, si convivae apponitur,
Non gustat pernam, lingit ollam aut caccabum.

[5]) L. Istacidi, apud quem non ceno, barbarus ille mihi est.

[6]) Quisquis me ad cenam vocarit, valeat.

[7]) Semper M. Terentius Eudoxus unus supstenet (= sustinet) amicos et tenet et tutat, supstenet omne(m) modu(m). Vgl. S. 71.

[8]) C. Julius Primigenius. — Hic tu quid moraris?

das Haus des Sirikus heißt; wenigstens hat der Besitzer des Hauses, ärgerlich über die Ansammlungen vor seiner Thür, zwei mächtige Schlangen an die Außenwand malen und darunter die Worte schreiben lassen: „Für Müßiggänger ist hier kein Ort; fort, du Herumlungerer!"[1]) Freundlicher klingt es schon, wenn es über einem Ladeneingange in griechischer Sprache heißt:

„Der Sohn des Zeus, der siegesfrohe Herakles,
Bewohnt dies Haus; nichts Böses komme hier herein!"[2])

Andere Inschriften sind so harmlos, daß sie nur von Kindern herrühren können. Da heißt es: „C. Pumidius Dipilus ist am 3. Oktober des Jahres 78 hier gewesen,"[3]) oder: „P. Comicius Restitutus hat hier nebst seinem Bruder gestanden,"[4]) oder ein Sklave hat ein Schiff an die Wand gezeichnet und schreibt nun wohlgefällig darunter: „Rufio, der Sklave des Sittius, hat dies Schiff gemalt."[5]) Auch die rohe Zeichnung des Labyrinths mit der Beischrift: „Hier wohnt der Minotaurus"[6]) ist wohl das Werk eines Knaben, der die interessante Geschichte gerade in seinem Ovid gelesen hatte. Sehr oft muß die geduldige Wand Grüße oder Glückwünsche übermitteln, wie z. B. „Heil den beiden Fabiern!"[7]) oder es sendet Sekundus seinen Mitsklaven noch einen Scheidegruß,[8]) gerade so wie es in unseren Zeitungen manchmal heißt: „Bei meiner Abreise nach Amerika rufe ich allen Freunden und Bekannten noch ein herzliches Lebewohl zu." Auch ein richtiger Neujahrswunsch hat sich gefunden; er lautet: „Möge uns viele Jahre ein glückliches Neujahr beschieden sein!"[9]) Besonders häufig sind zärtliche Grüße; so wird eine Augustiana als Aphrodite angeredet, was etwa von demselben Gewichte sein dürfte wie unser „Auguste, du Engel!" Hübsch ist auch der Gruß auf der

---

[1]) Otiosis locus hic non est; discede, morator!

[2]) Ὁ τοῦ Διὸς παῖς, καλλίνικος Ἡρακλῆς
Ἐνθάδε κατοικεῖ· μηδὲν εἰσίτω κακόν.
Bekanntlich galt Herakles der Siegreiche zugleich als der Schützer.

[3]) C. Pumidius Dipilus hic fuit a. d. V. Nonas Oct. M. Lepido Q. Catulo cons.

[4]) P. Comicius Restitutus cum fratre hic stetit.

[5]) Rufio Sitti P. servus haec nave pinxset (= hanc navem pinxit).

[6]) Hic habitat Minotaurus.

[7]) Duobus Fabiis feliciter!

[8]) Secundus conservis proficiscens salutem libens. .

[9]) Januarias (sc. Kalendas) nobis felices multis annis.

weißen Wand eines Zimmers: „Lebe wohl, Modesta, lebe tausendmal wohl, wo immer du sein magst!“[1]) oder der scherzhafte Gruß: „Viktoria, lebe wohl und niese angenehm, wo du auch sein magst“[2]) — bekanntlich ist die Gewohnheit, dem Niesenden Glück zu wünschen, uralt und selbst heute noch nicht erloschen —. In einer anderen Inschrift finden wir das Wort Psyche, „mein Herz,“ so geschrieben, daß der Anfangsbuchstabe, der griechische Doppellaut ψ, mit herzförmig gestalteten Armen das ganze Wort umschließt, was uns wieder ganz modern vorkommt. Auch vom Trinken ist sehr oft die Rede. „Schenke mir reinen Wein ein!“ heißt es in der Inschrift auf einem Weingefäße, dessen Griff in einen Kopf ausläuft;[3]) Liberius wird in Biberius umgeändert,[4]) und in einer anderen Inschrift erfahren wir sogar die Weinpreise des betreffenden Lokals, denn Hedone, die Kellnerin, spricht: „Hier trinkt man für ein As; für ein Doppelas giebt es besseren Wein, und für vier As trinkt man Falernerwein.“[5]) In einer anderen Wirtsstube hat man Bilder mit Inschriften gefunden, die uns lebendig in die Sprechweise und das Treiben der niederen Volksklassen einführen. Zuerst sitzen zwei Kneipbrüder beim Würfelspiel. Der eine meint gewonnen zu haben und ruft: „Ich bin aus!“ Der andere aber zeigt auf die Würfel und entgegnet: „Nicht drei, zwei sind's.“ Jetzt springen sie auf und geraten aneinander. Der eine ruft grimmig: „Nicht zwei warf ich, sondern drei!“ Aber sein Gegner giebt ihm eine derbe Antwort: „Elender Spitzbube, ich bin aus gewesen.“ Auf den Lärm kommt der Wirt dazu, spricht: „Fort, wenn ihr streiten wollt!“ und wirft sie hinaus.[6]) — Sehr vielsagend ist auch der folgende Spruch, den die

---

[1]) Vale, Modesta, vale, valeas, ubicumque es.

[2]) Victoria, vale et ubique vis, suaviter sternutes.

[3]) Praesta mihi sincerum; sic te amet . . Venus.

[4]) Bekanntlich mußte sich das auch Tiberius gefallen lassen: in castris, tiro etiam tum, propter nimiam vini aviditatem pro Tiberio Biberius . . vocabatur (Suet. Tib. 42).

[5]) Edone dicit: assibus hic bibitur; dipundium si dederis, meliora bibes; quantus (? quaternos ?) si dederis, Falerna bibes.

[6]) **A.** Exsi (= exii).
B. Non tria, duas est.
A. Non II a me, tria; ego fui.
B. Orte fellator, ego fui.
C. Itis, foris rixsatis.

unsichere Hand der lallenden Zunge nachzuschreiben versucht hat: „Alles, was — Alles, was beim Wein geboren wird — Alles, was — Alles, was beim Wein geboren ist.“[1]) Weiter kam der Schreiber nicht. Daß man in Pompeji sehr mannigfache Sorten trank, zeigen die Inschriften auf den Thongefäßen, in denen die Alten den Wein bekanntlich aufbewahrten. Diese Inschriften sind meistens mit Dinte, seltener mit roter oder weißer Farbe geschrieben und oft sehr verblichen. Da finden wir außer Falerner noch Sorrentiner, Koër und alten Rotwein, rubrum vetus, erwähnt; oder es wird der Jahrgang durch die Namen der Konsuln bezeichnet, in deren Amtsjahre der Wein abgezogen worden ist, ganz wie Horaz dies in einem bekannten Gedichte thut:

„Komm, edler Krug, in Manlius' Tagen einst
Wie ich geboren . . .“ [2])

In derartigen Thongefäßen wurden außer Wein noch andere Dinge aufbewahrt, z. B. Mehl, Feigen und Oliven. Dabei ist denn nicht selten der Name des Fabrikanten angegeben; so steht auf einem Kruge, der zufolge der Aufschrift eine Fischbrühe enthielt: „Aus der Fabrik des Skaurus,“[3]) auf einem anderen: „Hergestellt von Eutychus, dem Sklaven des Arellus.“[4]) Gelegentlich wird auch „prima Ware“ empfohlen, liquamen primum oder optimum. — In einen andern Zweig des Geschäftslebens führen uns verschiedene Vermietungsanzeigen, von denen die eine lautet: „Zu vermieten im Häuserquartier der Arria Pollia, im Besitze des Cn. Allejus Nigidius Majus, vom 1. Juli an: Läden mit ihren Vorbauten und feinen Oberstuben, sowie ein ganzes Haus. Der Mieter wende sich an Primus, den Sklaven des Nigidius.“[5]) Vor einem Hause, das als Schild einen Elephanten hat, liest man die Worte: „Hier ist Quartier zu haben und ein Speisesopha mit drei Lagerstätten.“[6]) In der Theaterstraße hat man folgende Dieb-

[1]) Quaecumque in — Quaecumquae in vino nascitur — Quaecumqui — Quaecumq. in vino nata . .

[2]) O nata mecum consule Manlio
. . pia testa (carm. III 21).

[3]) Ex officina Scauri.

[4]) Ab Eutycho Arelli.

[5]) Insula Arriana Polliana Cn. Allei Nigidi Mai. Locantur ex K. Jul. primis tabernae cum pergulis suis et cenacula equestria et domus Conductor convenito Primum Cn. Allei Nigidi Mai servum.

[6]) Hospitium hic locatur, triclinium cum tribus lectis.

stahlsanzeige gefunden: „Verloren gegangen aus einem Laden ein kupfernes Gefäß; dem Wiederbringer 65 Sesterze (etwa 14 M.); wer den Dieb anzeigt . .“ (das übrige ist unleserlich).[1]) Auch ein Waschzettel fehlt unter den Inschriften nicht; er steht an einer Innenwand und lautet: „Am 20. April in die Wäsche geschickt: ein Unterkleid und einen Mantel, am 7. Mai eine Binde, am 8. Mai zwei Untergewänder.“[2]) Ganz besonders zahlreich sind die Anzeigen von Fechterspielen, von denen die folgende als Muster für viele angeführt werden mag: „Des Ädilen A. Suettius Certus Gladiatorentruppe wird am letzten Mai zu Pompeji fechten; dabei Tierhetze und Zeltdach.“[3]) Für uns liegt eine gräßliche Ironie in dem Worte familia für eine solche Truppe, deren Mitglieder heute fröhlich zusammenlebten und morgen sich grausam zerfleischten. Aus den Anzeigen erfahren wir weiter, daß die Veranlassung solcher Spiele oft eine hochoffizielle war, denn sie werden gegeben „für das Heil des kaiserlichen Hauses“ oder „für das Heil des Kaisers Tiberius Cäsar Augustus und seiner Kinder.“ Die Veranstalter waren meist angesehene Männer, die Ämter verwaltet hatten oder derselben doch für würdig galten. Bisweilen wird die Zahl der auftretenden Gladiatoren mit angegeben: 20, 30 Paare. In einigen Inschriften wird Pompeji ausdrücklich als Ort der Spiele bezeichnet, vermutlich weil eine gleichlautende Bekanntmachung in den Nachbarstädten erfolgte. Daß es außer den Gladiatoren noch Tierhetze und Athleten sowie Zeltdach und Besprengung giebt, wird sehr oft bemerkt. Die Spiele sollen bald stattfinden „nur bei gutem Wetter,“ bald „ohne jeden Aufschub;“ einmal werden sie schon für den Morgen angekündigt.[4]) Wie sehr diese blutigen Schauspiele die Gedanken der Pompejaner beschäftigten, zeigt der Umstand, daß man die Anzeigen an den Wänden von Privathäusern nachgekritzelt gefunden hat. „Hier wird am 28. August die Tierhetzertruppe fechten,“ heißt es in

[1]) Urna aenea periit de taberna; si quis rettulerit, dabuntur HS LXV; si furem dabit . . . In ähnlicher Weise verspricht Properz dem eine gute Belohnung, der ihm seine verlorene Schreibtafel wiederbringt (IV 23): Quas si quis mihi rettulerit, donabitur auro.

[2]) XII Kalendas Maias tunicam pallium; Nonis Mais fasciam; VIII Idus Maias tunicas duas lavandas dedi.

[3]) A. Suetti Certi aedilis familia gladiatoria pugnabit Pompeis pridie K. Junias; venatio et vela erunt.

[4]) Qua dies patientur — sine ulla dilatione — matutini erunt.

einer dieser Wandkritzeleien, „und Felix wird im Bärenkampfe auftreten."[1]) —

Doch fort von dieser Nachtseite der römischen Kultur zu freundlicheren Bildern! Es ist schon im Vorhergehenden bemerkt worden, daß manche der Inschriften in metrischer Form auftreten. Beachtenswert ist nun, daß sich unter diesen Versen manche finden, die aus römischen Dichtern herstammen und die offenbar aus dem Gedächtnisse an die Wände geschrieben worden sind. Sie zeigen, daß Virgil, Ovid und Properz in Pompeji sehr wohl bekannt waren. Von dem letzteren stammt z. B. der Vers:

„Jetzt ist heftig der Zorn, jetzt ist es Zeit sich zu trennen,"

den offenbar ein erzürnter Liebhaber an die Wand geschrieben hat. Eine andere Hand hat die tröstenden Worte hinzugesetzt:

„Ist der Schmerz erst gestillt, kehrt wohl die Liebe zurück."[2])

Was Horaz anbetrifft, so war er vermutlich manchem Pompejaner persönlich bekannt geworden. Er hatte einst die warmen Bäder und Myrtenhaine von Bajä besucht und ohne Zweifel die erfrischende Kühle von Sorrent genossen, auch die andern entzückenden Winkel dieser schönen Küste kennen lernen; doch von seinen Dichtungen ist keine Silbe an den Mauern Pompejis zu finden. Schwerlich ist dies aus der Neuheit seiner metrischen Formen zu erklären, es wird vielmehr ein Zufall sein; denn sein Ruhm war damals ebenso fest begründet wie der des Virgil.[3]) Aber auch unbekannte Dichter treten uns entgegen, darunter einer, dessen Verse wirklich anmutig sind und von dem zu bedauern ist, daß er uns nicht mehr hinterlassen hat. Er schrieb:

---

[1]) Hic venatio (= familia venatoria) pugnabit V Kal. Septembres et Felix ad ursos pugnabit.

[2]) Nunc est ira recens, nunc est discedere tempus;
Si dolor afuerit, crede, redibit amor.

[3]) Vor einiger Zeit konnte man in den Tagesblättern lesen, es seien in Pompeji Bilder von Horaz und Virgil aufgefunden worden, Marmormedaillons von gleicher Größe, vollkommen als Gegenstücke gearbeitet und dazu bestimmt, in Schulen aufgehängt zu werden; die etwas oberflächliche Behandlung lasse erkennen, daß man es mit billigen Massenartikeln zu thun habe. Leider ist die ganze Zeitungsnotiz grundlos. Nicht um Marmormedaillons handelt es sich, sondern um Gemälde, und weder um Virgil noch Horaz, sondern um zwei Jünglinge mit Papyrusrollen in der Hand, von denen die eine den Namen des Homer, die andere den des Plato aufweist.

„Binde den Wind nur an, wer da Liebende schilt; er verbiete
Munter springendem Quell, daß er zu Thale enteilt.“ [1])

Auch der folgende Vers ist sehr wohl geraten:

„Amor beherrscht meine Feder, ich lausche der Weisung Cupidos,
Wär' ich ein Gott, ohne dich gäbe den Himmel ich preis.“ [2])

Ein dritter dichtet:

„Sei mir gegrüßt, wer da liebt; wer nicht kann lieben, der fliehe;
Zwiefach verwünscht sei der, welcher die Liebe zerstört.“ [3])

In frischer Ursprünglichkeit tritt uns ferner der Herzenserguß eines Jünglings entgegen, der einst auf einem Maultier nach Pompeji ritt und dem der Treiber zu langsam war:

„Wenn du der Liebe Feuer fühltest, Maultiermann,
So triebst du schneller, um dein Liebchen zu erschaun.
Getrunken hast du; nimm die Zügel, peitsche drauf,
Bring schnell mich nach Pompeji, wo mein Schätzchen weilt,
Das süße . . .“ [4])

Einen ziemlich wohlfeilen Scherz enthält der Vers:

„Langweilst du dich, streu Erbsen aus und such sie auf!“ [5])

und eine kommunistische Anwandlung tritt uns in den Worten entgegen:

---

[1]) Alliget hic auras, si quis obiurgat amantes,
Et vetet assiduas currere fontis aquas.

[2]) Scribenti mi dictat Amor monstratque Cupido;
At peream sine te si deus esse velim.
Der erste Vers erinnert an Dantes
io vo scribendo come amor mi spira,
der zweite an Sapphos berühmtes Lied
φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν . . .

[3]) Quisquis amat, valeat, pereat qui nescit amare,
Bis tanto pereat, quisquis amare vetat.
Hier erinnert der erste Teil an Schillers:
„Ja — wer auch nur e i n e Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund.“

[4]) Amoris ignes si sentires, mulio,
Magi(s) properares, ut videres Venerem.
Bibisti; eamus! prende lora et excute,
Pompeios defer, ubi dulcis est amor
Meus . . .

[5]) Moram si quaeres, sparge miliu(m) et collige!

„Verteilen wollen wir die Gelder unsrer Stadt,
Denn unsre Kasse hat gewaltig vieles Geld.“[1])

Man sieht, die Wände Pompejis haben sehr viel Geduld gehabt, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn schließlich ein ärgerlicher Kritiker zwischen das übrige Gekritzel geschrieben hat:

„Wundern muß ich mich, Wand, daß du nicht in Trümmer dahinsinkst,
Die du so reichlich dem Witz müßiger Schmierer gedient.“[2])

Aber die Wände mußten sich noch viel mehr gefallen lassen. Denn zahlreicher als alle vorerwähnten Inschriften sind diejenigen, welche Wahlempfehlungen enthalten und somit ganz unseren Straßenanschlägen entsprechen. Zum Verständnis derselben mag folgendes vorausgeschickt werden. Pompeji ward nicht etwa von Rom aus regiert, sondern verwaltete seine Angelegenheiten mit voller städtischer Selbständigkeit. An der Spitze der Stadt standen zwei Bürgermeister, Duumvirn genannt, welche den Vorsitz im Stadtrate und in der Bürgerschaft zu führen, die Rechtspflege wahrzunehmen und die öffentlichen Gelder zu verwalten hatten, während den beiden Ädilen vor allem die Aufsicht über öffentliche Arbeiten sowie über die Getreidezufuhr und den Marktverkehr oblag, so daß wir sie etwa als Polizeivorsteher bezeichnen können. Alle wurden von der Gesamtheit der großjährigen Bürger gewählt und traten ihr Amt am 1. Juli an, um es am 30. Juni des nächsten Jahres wieder niederzulegen. Doch war nicht jeder Wähler auch wählbar. Abgesehen von einem bestimmten Alter und der bürgerlichen Unbescholtenheit erforderte die Übernahme eines der städtischen Ämter auch ein nicht unerhebliches Vermögen, denn die höheren Beamten erhielten nicht nur keine Besoldung, sondern es wurden umgekehrt von ihnen allerlei kostspielige Leistungen für öffentliche Zwecke erwartet, namentlich Aufführung öffentlicher Bauten und Veranstaltung von Schauspielen; außerdem hatten sie an die Stadtkasse eine gewisse Summe als „Ehrengeld“ zu zahlen, die in Pompeji für das höchste Amt etwa 2000 M. betrug. Trotzdem scheint es in der damaligen Zeit nie an Bewerbern gefehlt zu haben, denn da die Bewohner dieser kleinen Landstädte von jedem Einfluß auf die hohe Politik völlig ausgeschlossen

---

[1]) Communem nummum dividendum censio est,
Nam noster nummus magna(m) habet pecuniam.

[2]) Admiror, paries, te non cecidisse ruinis,
Qui tot scriptorum taedia sustineas.

waren, so war für sie die städtische Selbstverwaltung das einzige Feld, wo nicht nur Ehrgeiz und Eitelkeit, sondern auch Talent und Tüchtigkeit Befriedigung finden konnten. Wer Lust hatte, als Bewerber aufzutreten, pflegte sich zunächst mit den Bürgern seines Stadtviertels in Beziehung zu setzen, und eines Morgens las man mit großen, roten Buchstaben an der nächsten Straßenecke die Inschrift: „Den Casellius Marcellus wünschen seine Nachbarn zum Ädilen.“ Rasch folgten auf diese Gesamterklärung solche von einzelnen Wählern, wie: „Den Marcus Casellius Marcellus wünschen Pyramus, Olympionika und Calvus zum Ädilen.“ Auch Damen mischten sich in die wachsende Wahlbewegung; das beweist die Erklärung: „Statia und Petronia wünschen M. Casellius und L. Albucius zu Ädilen; möge die Stadt stets solche Bürger haben!“ Wir kennen diese Damen nicht weiter, dürfen aber annehmen, daß sie die Inhaberinnen von Schenken oder Wirtschaften waren. Denn überall in Pompeji finden wir, daß die sehr zahlreichen Wirte und Wirtinnen in der Aufstellung von Kandidaten geradezu wetteifern. Es galt offenbar, nicht nur das Wohlwollen der vielvermögenden Beamten zu gewinnen, sondern auch angesehenen Nachbarn, welche die betreffende Kandidatur begünstigten, eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Mittlerweile waren auch in anderen Stadtteilen Bewerber aufgetreten, deren Freunde sich in Ausdrücken der Sympathie zu überbieten suchten. „Den L. Popidius Sekundus wünscht das Volk zum Ädilen,“ heißt es z. B. Noch lebhafter wurde der Wahlkampf, nachdem sich die Innungen der Sache angenommen hatten. Die Innungen pflegten nämlich den Ehrenvorsitz an Mitglieder der angesehenen Familien zu übertragen, und so lag es in ihrem Vorteile, diesen den Zugang zu den öffentlichen Ämtern zu erleichtern. Die Goldschmiede, die Schreiner, die Obsthändler — sie alle wirken für ihre bevorzugten Kandidaten; die Maultiertreiber „stimmen alle für C. Cuspius Pansa“, und die Bäcker erlassen die Bekanntmachung: „Man wünscht C. Julius Polybius zum Ädilen; er sorgt für gutes Brot.“ Auffallend ist, daß selbst die religiösen Korporationen in den Wahlkampf eintreten; die Venus- und die Isisdiener erlassen Aufrufe für bestimmte Bewerber, ja in einer Inschrift empfiehlt Venus selber den Casellius zum Ädilen. Nicht alle Genossenschaften in Pompeji verfolgten indes ernsthafte Zwecke; es gab daneben Vergnügungsvereine mit allerlei heiteren Namen, und

auch diese erscheinen gelegentlich in den Wahlaufrufen. Da heißt es z. B. „Alle Zechbrüder wünschen M. Cerrinius Vatia zum Ädilen,“ oder: „Alle Langeschläfer sind für Vatia,“ und für denselben Bewerber treten gar „alle Spitzbuben“ ein. Ob die Zechbrüder, seribibi, die Langeschläfer, dormientes, und die Spitzbuben, furunculi, drei verschiedene Gesellschaften bildeten, oder ob dies nur Spottnamen für ein und dieselbe lustige Brüderschaft waren, ist schwer zu sagen. In einer anderen Inschrift wünscht den Pansa zum Ädilen ein gewisser Saturninus „mit alle seine Lehrlinge,“ cum discentes, wie es in dem plebejischen Latein des braven Meisters heißt; Phöbus „mit seinen Kunden“, cum emptoribus, steht schon auf einer höheren Stufe der sprachlichen Bildung; er erklärt sich für M. Holkonius, während Rufinus und seine Gattin Parthope den Helvius Sabinus bevorzugen. Ermutigt durch alle diese Sympathiebezeugungen pflegten sich endlich die betreffenden Kandidaten bei dem leitenden Wahlbeamten zu melden und damit offiziell als Bewerber aufzutreten. Ein politisches Glaubensbekenntnis brauchten sie nicht vor ihren Wählern abzulegen, denn politische Parteien gab es in Pompeji nicht; es handelte sich nur um die Personenfrage, und das Ergebnis der Abstimmung hing von einer möglichst nachdrücklichen Agitation ab. Daran fehlte es denn auch nicht. „Stimmt für die Wahl des Popidius Sekundus!“ heißt es in einem Aufrufe; „Rufinus, stimme für ihn, und er wird (später) für deine Wahl sorgen.“ Oder: „Proculus, wähle Sabinus, und er wird dich später selbst wählen.“ Die Kandidaten werden als „wackere Männer,“ iuvenes probi oder egregii, empfohlen; Helvius verdient angeblich alles Gute, omni bono meritus iuvenis; er ist ein tadelloser Mann, der nie jemandem etwas zuleide gethan hat, innocens iuvenis. Popidius, offenbar ein jüngerer Bewerber, heißt ein trefflicher Jüngling voll Bescheidenheit, egregius und verecundus iuvenis; niemand verdient die gewünschte Stellung mehr als er, iuvenis dignissimus; andere Bewerber sind ehrenwerte, treffliche und unbestechliche Männer, iuvenes probi, egregii, integri — kurz, es herrscht sehr viel Höflichkeit in diesen Aufrufen; nirgends finden wir, daß der Gegner heruntergezogen wird, wie das in unseren modernen Wahlkämpfen gebräuchlich geworden ist. Wer die Kosten dieser zahllosen Aufrufe trug, ob der Kandidat oder seine Freunde, läßt sich nicht sagen. Die Ausführung pflegte man

bestimmten Malern zu übertragen, da die sämtlichen Programme im Laufe weniger Tage fertig gestellt werden mußten. Gelegentlich haben diese Maler ihre Leistungen durch eine beigefügte Verwünschung vor Beschädigungen zu sichern gesucht: „Neidhammel,“ heißt es in einer neu aufgefundenen Ankündigung, „mögest du krank werden, wenn du dies vernichtest.“ Auch haben sie wohl ihren werten Namen mit verewigt; so heißt es u. a.: „Die Ankündigungen hier und anderswo sind von Infantio mit Hülfe von Florus, Fruktus und Sabinus gemalt;“ oder: „Gemalt hat's Sekundus, geweißt Viktor, dabeigestanden Vesbinus.“

Wie nun die Beamten gewählt wurden und wie sie ihr Amt führten, wissen wir nicht genauer. Aber zu Ehren der städtischen Verwaltung müssen wir sagen, daß die Anmut der öffentlichen Bauten, die Pflasterung der Straßen, die Brunnen an den Straßenecken, die unterirdische Kanalisation, kurz die Arbeiten für die Verschönerung und die Gesundheit der Stadt vielen Verwaltungen unserer Tage als Muster dienen könnten.

15.

„Die Kunst ist dazu da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart,“ sagt Goethe. Das klingt sehr entmutigend, wenn wir es jetzt unternehmen, ein Wort über die pompejanischen Gemälde zu sagen. Die Sache wird dadurch noch ungünstiger für uns, daß wir keine farbigen Nachbildungen bieten können, sondern nur einige schwarze Bilder. Pompeji aber ohne Farben ist wie eine Landschaft ohne Sonne. Wem also daran liegt, sich eine annähernd zutreffende Vorstellung von diesen Malereien zu machen, die den größten Schatz des Neapeler Museums bilden, der muß die illustrierten Werke von Zahn, Ternite, Presuhn u. a. zur Hand nehmen. Die nachfolgende Darlegung kann nur eine kurze Einführung in den Gegenstand bedeuten.

Wer zum ersten Male die Säle des Neapeler Museums durchwandert, ist erstaunt über den Reichtum an Gemälden, welche die verschütteten Städte Kampaniens und vornehmlich Pompeji gespendet haben. Nahe an 3000 Bilder sind hier aufgespeichert, und so groß ist die noch immer nachwachsende Fülle, daß man vielen einen für den Beschauer recht ungünstigen Platz hat anweisen müssen. Auch ist es nicht immer möglich gewesen, sie nach den dargestellten Gegenständen zu ordnen; so wird es für

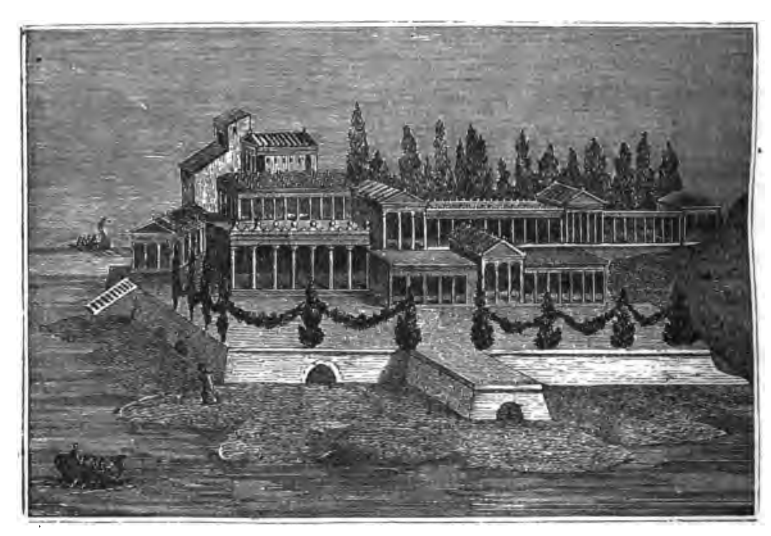
unseren Zweck gut sein, dies wenigstens in Gedanken zu thun. Von Porträtbildern hat man bisher nur wenige aufgefunden, darunter das des Bäckers Paquius Proculus und seiner Gattin. Ein recht prosaisch dreinschauendes Ehepaar, das gewiß ganz nach dem Leben gemalt ist; unwillkürlich fragt man sich, ob man diese Gesichter nicht schon auf den Plätzen oder in den Läden von Neapel



Pompejanisches Ehepaar.

gesehen hat. Einigermaßen komisch wirkt es, daß sich die beiden guten Bürgersleute nach dem Typus gewisser Idealfiguren haben porträtieren lassen: sie mit Schreibgriffel und er mit einer beschriebenen Rolle. Auch Scenen des pompejanischen Alltagslebens möchte man häufiger dargestellt sehen; mit um so größerem Interesse betrachtet man das wenige, was von dieser Art vorhanden

ist. Da sehen wir die Gladiatoren unter der Leitung eines Fechtmeisters ihre Übungen so vornehmen, wie man das im Hofe der Kaserne jederzeit beobachten konnte; die Tischlerinnung veranstaltet einen Festzug; oder ein Soldat in hohen Stiefeln reicht dem Kellner seinen Becher hin und sagt — die Inschrift liest man daneben —: „Ein bißchen frisches Wasser!“ [1]) Alle diese Genrebilder begnügen sich damit, die nächstliegende Wirklichkeit abzubilden, und zeigen eine ziemlich rohe Ausführung; die einheimischen Maler, von denen sie herstammen, waren offenbar keine großen Künstler. Zahlreicher sind die Tierstücke; auch an Darstellungen aus Küche und Vorratskammer, an Wild, Fischen und Früchten, ist kein Mangel. Die Tiere sind mit großer Treue gemalt. Da sieht man Vögel, die nach Früchten picken, eine Heuschrecke, die einen Papagei kutschiert und andere hübsche Bilder. Die Gartendarstellungen zeigen uns recht deutlich, wie die Pompejaner ihre Obst- und Gemüsegärten anlegten. Lauben und Beete



Villa auf einem pompejanischen Gemälde.

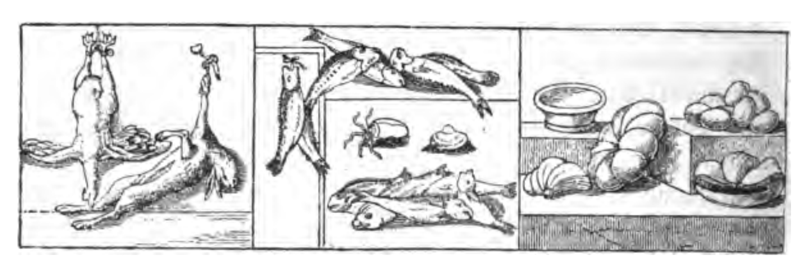
sind alle so abgezirkelt wie in der französischen Gartenkunst; zwischen dem Grün und auf dem Gitterwerk sieht man ausländische Vögel, die diesen Gärten ein etwas orientalisches Aussehen geben.

[1]) Da fridam pusillum (= da paullum aquae frigidae).

Dagegen erweisen sich die Landschaftsbilder, die in unendlicher Fülle vorhanden sind, keineswegs immer als getreue Nachbildungen der Wirklichkeit. Sie stellen zum nicht geringen Teile Landhäuser und Paläste, meist am Meeresstrande, dar, aber selten so wie sie waren, sondern wie die vergrößernde Phantasie sie sich dachte. Bezeichnend ist, daß sich auch nicht ein einziges Mal die Umrisse des Vesuvs abgebildet finden, dessen schöne Formen die Maler doch täglich vor Augen hatten. Mit unermüdlichem Eifer wiederholen sie ihre idealen Küsten- und Felslandschaften, in denen Prachtbauten aller Art das landschaftliche Element oft in den Hintergrund drängen und die Perspektive selten richtig verwandt wird, so daß man unwillkürlich an japanische Malereien denkt, besonders bei solchen Bildern, die Hafenanlagen, ins Wasser gebaute Dämme und dergleichen darstellen. Daß die antike Landschaft nicht die moderne ist, daß insbesondere der antiken objektiven Sinnesart das träumerische oder gar schwermütige Sich-Versenken in die Natur fehlt, zeigen uns diese Bilder in schlagender Weise. Einige haben freilich eine eigentümliche Stimmung, einen idyllischen Charakter, wie wenn sich Hirten und Herden um ein kleines einsames Heiligtum sammeln oder ein ländliches Opfer neben einem Baume dargebracht wird, der durch einen architektonischen Anbau zum Orte religiöser Verehrung geworden ist. Aber die meisten sind nichts als anmutige Zierstücke, welche die Natur nur äußerlich erfassen, etwa so wie die Mehrzahl der modernen Ansichten aus Neapel und Umgegend. Viel höher stehen die Bilder, in denen es galt, mythologische Vorgänge darzustellen. Sie bilden auch bei weitem die größte Masse der pompejanischen Gemälde; sind doch unter den 1968 Bildern, die Helbig in



Wandmalerei aus Pompeji (Landschaft).





Wandmalereien aus Pompeji (Stillleben).

seinem ausführlichen Werke[1]) verzeichnet und geordnet hat, annähernd 1400, die sich in irgend einer Weise auf die Götter- und Heldensage beziehen.[2]) Gewiß ein Beweis dafür, wie sehr dem antiken Menschen die Welt der Wirklichkeit durch eine zweite, mythologische Welt gleichsam übersponnen war! Nun sind aber diese Gemälde nicht alle von einer Art. Einige — ihre Zahl ist freilich sehr beschränkt — weisen uns durch Gedanken und Ausführung in eine Zeit zurück, für deren Kunst ein hohes, aber in seinen Ausdrucksmitteln sehr maßvolles Pathos bezeichnend ist. Hierher gehört vor allem die Opferung Iphigeniens in Aulis. Zwei Männer haben die weinende und händeringende Jungfrau umfaßt und tragen sie nach dem Altar. In dem einen sieht man mit Recht Odysseus, also wird der andere Diomedes sein. Zur Linken neben einer Säule mit dem altertümlichen Bilde der Artemis sitzt Agamemnon verhüllten Hauptes, denn er vermag es nicht, die Opferung seiner Tochter mit anzusehen; ihm gegenüber steht Kalchas mit dem Opfermesser, aber sinnend hat er die Hand an das Kinn gelegt, als ob er im Geiste die Rettung ahne. Denn inzwischen ist Artemis nebst einer dienenden Nymphe oben in den Wolken erschienen, um eine Hindin an die Stelle der Jungfrau zu setzen. Nicht nur die Falten der Gewänder und die Farbe des Hintergrundes, sondern vor allem die symmetrische

[1]) Helbig, Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens. 1868.

[2]) Dazu kommen noch 529 von Sogliano, dem Fortsetzer Helbigs, verzeichnete Bilder.

Stellung aller Figuren und die kleinere Bildung der Nebenpersonen zeigen, daß die Vorlage dieses Bildes einer älteren Epoche der Kunst angehört. Dasselbe gilt von einem anderen Bilde, auf dem Helle im Meere versinkt, während Phrixos, mit der Linken den Widder umklammernd, vergebens die Hand nach ihr ausstreckt. Die Unendlichkeit des Meeres ist in sehr einfacher Weise dadurch zum Ausdruck gebracht, daß das Wasser bis an den oberen Rand des Bildes reicht und von dem Himmel nichts wahrnehmen läßt; aber auch die Darstellung der Empfindungen ist eine sehr schlichte und maßvolle, so daß man an das berühmte griechische Grabrelief mit Orpheus und Eurydike erinnert wird. Wenn wir noch ein drittes Bild dieser Art nennen sollen, so wählen wir jenes Medeabild, das man allgemein auf ein Original des Malers Timomachos zurückführt. Von widerstrebenden Gefühlen erfüllt, blickt Medea, das Schwert in der Hand, auf ihre beiden ahnungslosen Knaben, die mit Würfeln spielen, während zur Linken der die Kinder beaufsichtigende Diener voll Teilnahme der Scene zuschaut. Auch hier ist der Ausdruck der Leidenschaft gedämpft; es ist wie ein Nachklang griechischer Kunst, die der Mahnung gedachte:



Iphigenias Opferung.

> „Schreckliches zähme der Künstler mit Maß, und die Furie scheu' er
> Fromm und enthüll' in dem Werk uns nimmer das Haupt der Medusa,
> Nein! es entsteig' den Gebilden ein schmerzauflösender Gott nur." [1])

Abgesehen aber von diesen und einigen anderen Bildern meiden die pompejanischen Maler die Darstellung großer Leidenschaften und tragischer Verwicklungen; entsprechend der lachenden Landschaft am Fuße des Vesuvs richtet sich ihre Kunst vor allem

[1]) Gregorovius, Euphorion.

auf heitere Sinnlichkeit, ruhigen Genuß und anmutige Schönheit. Alle diese Bilder scheinen dem Beschauer zuzurufen:

„Nein, zum Darben berief uns Menschen Natur nicht; schön uns
Hat sie die Welt zum Feste des flüchtigen Lebens bereitet.
Also genieße der Mensch; schnell wandern die Horen, und schneller
Gaukeln die Freuden dahin als eilende Rosen des Amor.“[1])

Kein Wunder daher, daß Liebesgeschichten allen anderen Stoffen vorgezogen werden. Zwanzigmal findet sich die Geschichte des Adonis dargestellt, dreiundzwanzigmal Perseus mit Andromeda, fünfundzwanzigmal Venus mit Mars. Auch Paris ist eine Lieblingsgestalt dieser Bilderwelt; er findet sich nicht weniger als siebenundzwanzigmal. Eins der Bilder zeigt ihn auf einer Anhöhe in der Haltung großer, wohlgefälliger Wichtigkeit sitzen, das eine Bein lässig über das andere gekreuzt, die Hände leicht auf den Schäferstab gelehnt, während die Göttinnen vor ihm seinen Spruch erwarten. Aus der Gestalt des Göttervaters ist alle Erhabenheit geschwunden; wir sehen ihn fast nur als den Liebhaber der Danae, Jo oder Europa. Denn den Leuten, welche diese Bilder an die Wände ihrer Häuser malen ließen, lag wenig an einem tiefen oder bedeutsamen Inhalte: sich selbst stellten sie unter der Gestalt ihrer Bilder dar und suchten ihre halb geistigen, halb sinnlichen Freuden dadurch zu heben, daß sie diese den Bewohnern des Olymps liehen. Dabei war man bestrebt, den Liebesscenen einen empfindsamen Charakter zu geben. Aber auch da, wo die unglückliche Liebe irgend einer Göttin oder Heroine dargestellt wird, trägt man Sorge dafür, daß der Schmerz der schönen Unglücklichen ihrer Schönheit keinen Eintrag thut, und droht der Vorgang trotzdem gar zu ernst zu werden, so kann man sicher sein, auf dem Gemälde einen Amor zu finden, der das Ganze ins Heitere ablenkt. In der Darstellung der Amoretten wird überhaupt viel heitere Malerlaune entfaltet. Sie führen einen mit Schwänen bespannten Wagen oder versuchen mit großem Eifer, ein Löwengespann zu lenken; sie erschrecken den Genossen durch Vorhalten einer häßlichen Maske, spielen Verstecken, arbeiten als Tischler und Schuster, oder sie halten Weinlese:

„Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein.“

Auf einem anderen Bilde sehen wir bekränzte Esel; zwischen ihnen spielen Amoretten, von denen der eine dem Esel

[1]) Gregorovius, Euphorion.



Festfeier.

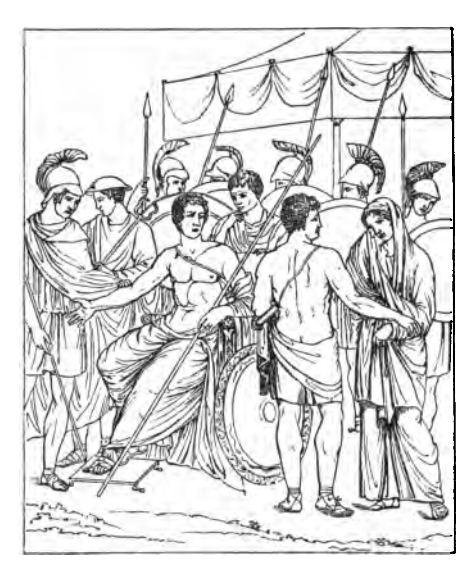
eine Schnur mit Brotkringeln umhängt. Es werden die Vestalien gefeiert, der Göttin des Hausstandes zu Ehren und zur Erinnerung an die Zeit, als es noch keine Bäcker gab, sondern jede Familie das Brotbacken selbst besorgte. Ovid in seinem „Festkalender" beschreibt die Bräuche bei jenem Fest und sagt:

„Brot, schau, hänget herab von dem Hals bekränzeter Esel,
Rostige Mühlen umschlingt duftiges Blumengeflecht."[1])

Berühmt ist auch jenes Wandgemälde, wo gefangene Liebesgötter zum Verkauf gebracht werden. Den einen hat die Verkäuferin noch im Käfig neben sich, einen zweiten hat sie herausgezogen und hält ihn bei den Flügeln einer jugendlichen Frauengestalt hin, zu der sich inzwischen schon ein dritter Amor herangedrängt hat. Goethes scherzhaftes Gedicht „Wer kauft Liebesgötter?" das er im zweiten Teile der „Zauberflöte" so hübsch angebracht hat, verdankt diesem Gemälde seine Entstehung, nicht minder Thorwaldsens schönes Relief, in dem der Grundgedanke sinnig ausgeführt ist. Sind diese Amorettenbilder schon höchst anmutig, so gilt dies in noch höherem Grade von jenen schwebenden Figuren, die gewöhnlich als Tänzerinnen bezeichnet werden, die man aber richtiger Bakchantinnen nennt. Sie sind in der That von hinreißender Schönheit der Gebärde; kaum möchte der Ausdruck des Schwebens in Stellung und Gewandung zu übertreffen sein.

---

[1]) Ov. fast. VI 311. 312:
Ecce coronatis panis dependet asellis,
Et velant scabras florida serta molas.



Wegführung der Briseïs.

„Flüchtig wie ein Gedanke, und schön wie von der Hand der Grazien ausgeführt“ nennt sie Winckelmann. Nur darf man in all diesen Bildern nicht auch tieferen seelischen Ausdruck suchen. Die Schönheit der Form ist immer die Hauptsache, der Gesichtsausdruck erreicht vielfach nicht die gleiche Höhe. Das gilt auch von einem im übrigen so bedeutenden Bilde wie der Wegführung der Briseïs. Gewiß ist Ausdruck in dem Kopfe des Achill, aber schwerlich entspricht er der Bedeutung eines Augenblicks, der den Helden aufs tiefste kränkt und ihn zu furchtbarem Grolle gegen sein eigenes Volk treibt. Wo es sich vollends um solche Gefühle handelt, die ihren Ursprung in verwickelten seelischen Vorgängen haben, da versagt die Kunst des pompejanischen Malers fast immer, er bringt es nur zur Darstellung eines Allgemeinen, und man sieht, wie hier alles tiefer gehende Geistige noch fehlt.

Wenn nun auch das körperlich Schöne in der Darstellung der pompejanischen Maler den breitesten Raum einnimmt, so fehlt es doch andererseits nicht völlig an der Darstellung des Häßlichen. Für das Derb-Komische hatten die Römer ja überhaupt viel Sinn, und man geht sehr irre, wenn man sie sich stets als gravitätisch und feierlich-ernst denkt. Zahlreich sind die Bilder, welche Zwerge in allerlei komischen Verrichtungen zeigen; besonders berühmt ist in dieser Hinsicht das sogenannte Urteil Salomos. Auf einem erhöhten Platze sitzt ein König mit zwei Räten, in der Hand das Scepter und umgeben von seiner Leibwache. Vor ihm befindet sich ein Tisch, worauf ein nacktes Kind liegt. Ein Soldat holt gerade zum Schlage aus, um das Kind in zwei Teile zu teilen, während eine Frau das Kind festhält. Zu den Füßen des Königs aber kniet mit gelöstem Haar eine zweite Frau und

erhebt flehend die Hände. Links steht eine Gruppe von Zuschauern. Man sieht, wir haben das 1. Kön. 3 erzählte Ereignis vor uns; aber indem der Maler sämtliche Figuren mit dicken Köpfen, kurzen Leibern und spindeldürren Beinen darstellte, ihnen auch allerlei pathetisch-lächerliche Stellungen gab, verwandelte er die alte, höchst ernsthafte Geschichte in eine Karikatur.

Hier erhebt sich nun die Frage: Woher stammen alle diese Bilder? Sehen wir ab von den verhältnismäßig wenigen Genrebildern, so werden wir schwerlich annehmen dürfen, daß jene 1400 mythologischen Kompositionen, unter denen sich sehr bedeutende Sachen finden, eigens für die guten Bürger der kleinen Landstadt Pompeji erfunden worden seien. Noch unwahrscheinlicher wird dies durch die Thatsache, daß die Mehrzahl dieser Bilder in dem kurzen Zeitraum zwischen 63 und 79, also zwischen dem großen Erdbeben und der Verschüttung, entstanden sind. Man hat endlich einzelne von diesen Darstellungen auch anderswo gefunden; so sieht man z. B. in Rom auf dem Palatin ein Bild der von Argus bewachten Jo, das die größte Ähnlichkeit mit den pompejanischen Darstellungen dieses Mythus zeigt. Alles dies beweist, daß unsere Bilder nicht Originalgemälde, sondern Nachbildungen sind. Die Künstler hatten sich eine umfassende Anschauung berühmter Gemälde erworben und reproducierten diese aus dem Gedächtnisse, oder sie hatten, was wahrscheinlicher ist, Mustervorlagen in Besitz, die sie bald mehr, bald minder treu wiedergaben. Die Originalgemälde aber gehören fast alle jener späteren griechischen Kunst an, die sich an den Königshöfen der Nachfolger Alexanders entwickelt hatte, der sogenannten hellenistischen Kunst. Jener halb orientalische Luxus, der in Alexandria, Pergamon und Seleucia herrschte, kam auch der Kunst zu gute. Nicht nur daß man die Werke älterer Meister sammelte und um fabelhafte Summen zu erwerben suchte, sondern man förderte auch diejenigen Künstler, welche sich den Liebhabereien der Zeit anzubequemen wußten. Sonst hatten die Maler ihre Kunst vor allem in den Dienst des Gemeinwesens gestellt und die Wände der öffentlichen Gebäude mit ihren Schildereien bedeckt; jetzt aber, wo die Blüte der griechischen Freistaaten dahin war und die Teilnahme am öffentlichen Leben immer mehr erlahmte, war jeder darauf bedacht, sich für seine Person eine behagliche und künstlerisch schöne Umgebung zu schaffen. Indem die Maler diesem Zuge der

Zeit folgten, begannen sie, Tafelbilder für die Säle der Großen zu malen, und es ist nicht schwer zu erraten, in welchem Geiste dies geschah. Die neue Richtung war ein getreuer Spiegel ihrer Zeit, die „das Erbe der Kämpfe und Leiden vergangener Geschlechter in mühelosem Besitz genießen wollte.“ Und wie es bei uns die Erfindung der Photographie breiteren Schichten des Volkes ermöglicht, sich ohne große Kosten einen hübschen Zimmerschmuck zu erwerben, so benutzten in jener Zeit bald auch minder Wohlhabende die Freskotechnik, um sich durch geschickte Kopistenhände ein Bild an die Wand malen zu lassen, dessen Original für sie unerschwinglich gewesen wäre. Jetzt erst begann die Malerei recht populär zu werden, und Goethe hat recht, daß die Fresken Pompejis „auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes deuten, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfnis hat.“ Freilich erreichte die Malerei dies um einen teueren Preis: sie ward halb zum Gewerbe. Man sieht es den pompejanischen Bildern an, daß die Maler mit rascher und kecker Hand gearbeitet haben; die Örtlichkeit wird manchmal nur angedeutet, die Gesamtkomposition zu gunsten der Schönheit des einzelnen Körpers vernachlässigt, und es fehlt nicht an allerlei Verzeichnungen. Denn die Maler wußten recht gut, daß sie ihre Wandbilder für das sehr gedämpfte Licht malten, welches aus den Höfen in die Zimmer einfiel, daß es also mehr auf ein gefälliges Ganze ankam, als auf feine Ausführung jedes einzelnen Teiles. Und wie selten boten diese pompejanischen Zimmer ihnen größere Wandflächen! In den meisten Fällen mußten sie sich darauf beschränken, die großen Originalbilder in kleinere Umrahmung zu pressen und aus bedeutenden Gegenständen ein Genrebildchen zu machen. So gingen begreiflicherweise manche Schönheiten ihrer Vorlagen verloren. Aber trotzdem thut man den Malern Pompejis unrecht, wenn man sie einfach als Dekorateure bezeichnet und ihre Bilder mit den Darstellungen auf unseren Tapeten oder Rouleaux vergleicht. Dagegen spricht schon das eine, daß sie sich nie der Schablone bedient haben. Unter den zahlreichen Wiederholungen mancher Gegenstände finden sich auch nicht zwei, die einander völlig gleichen, sondern stets hat der Maler den ihm geläufigen Gegenstand so wiedergegeben, wie es die Beschaffenheit der Räume oder der Wunsch des Auftraggebers nötig machte. Dadurch hat er ein persönliches Element in seine Leistung ge-

bracht, das sie von jeder mechanischen Vervielfältigung unterscheidet.

Es ist überraschend zu beobachten, wie sehr das Wesen dieser Malerei sich auch in den dichterischen Leistungen der Kaiserzeit wiederspiegelt. Zumal bei Ovid ist die Übereinstimmung manchmal so auffallend, daß man gewisse pompejanische Bilder geradezu als Illustrationen zu seinen Gedichten betrachten könnte. Maler und Dichter haben eben beide aus dem großen Strome hellenistischer Kunst geschöpft. Auch bei Ovid vermissen wir gänzlich jene altertümliche Erhabenheit des Götterglaubens; mit allen Mitteln seines hohen Talentes ist er bestrebt, die Göttergestalten zu modernisieren und ihnen dadurch ein neues Leben einzuhauchen, daß er sie völlig zu Menschen macht. Der Göttervater erscheint bei ihm ganz in demselben Lichte wie auf den Wänden von Pompeji, und wenn auf einem anderen pompejanischen Bilde der Cyklop Polyphem einen Brief von Galatea empfängt, den ihm Amor vom Rücken eines Delphins aus überreicht, so erinnert dies an die Gedichte Ovids, wo Penelope, Briseïs und Dido gleichfalls zierliche Liebesbriefe verfassen. Und wie die pompejanischen Maler mit rascher, ja manchmal eilfertiger Hand arbeiteten, so sagt Ovid von sich:

„Stets kam mir der Gesang von selbst zu den passenden Maßen,
Und was zu sagen ich mich mühete, wurde zum Vers.“ [1])

Aber in einem wichtigen Punkte unterscheidet sich die pompejanische Malerei von der Dichtung der Kaiserzeit. Mögen wir Ovid, Virgil oder Horaz zur Hand nehmen, wir finden sie alle von dem gleichen römischen Patriotismus erfüllt. Die erhabenen Verse des Virgil:

„Mit Herrschermacht zu leiten die Völker allesamt,
Das ist, du Volk der Römer, das dir verliehne Amt;
Das seien deine Künste: mild dem, der treu es meint,
Sei du ein Schild dem Frieden, ein Schwert dem stolzen Feind!“ [2])

— sie hallen überall in den Römeroden des Horaz und selbst in den weicheren Gedichten Ovids wieder. In der pompejanischen

---

[1]) Ov. trist. IV 10, 25. 26:
Sponte sua carmen numeros veniebat ad aptos
Et quod temptabam dicere, versus erat.

[2]) Aen. VI 852—854:
Tu regere imperio populos, Romane, memento,
Hae tibi erunt artes, pacisque imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos.

Bilderwelt dagegen stoßen wir fast nirgends auf eine Erinnerung an die großen Männer und die ruhmvollen Begebenheiten der römischen Geschichte. Selbst auf die Äneassage, die durch Virgil doch so allgemein bekannt geworden war, sind mit Sicherheit nur drei Bilder zu deuten, und davon ist das eine offenbar eine Karikatur, denn Äneas, Anchises und Askanius sind als Affen dargestellt; aus der römischen Geschichte aber ist nur das eine Bild vorhanden, das Scipio am Sterbelager Sophonibas darstellt. Wie kommt das? Man darf nicht etwa glauben, die Pompejaner seien schlechte Patrioten gewesen. Im Gegenteil, sie fühlten sich ganz als Römer; sie sprachen Latein, nicht etwa Griechisch oder Oskisch, und der Kaiser hatte keine ergebenern Unterthanen. Tempel und Statuen wurden der kaiserlichen Familie errichtet, und Wandinschriften wie: „Es lebe der Kaiser!" — „Das Glück der Herrscher ist unser Glück!" — „Heil dir, Rom!" [1]) legen von der loyalen Gesinnung der Bevölkerung genugsam Zeugnis ab. Die auffallende Thatsache ist vielmehr daraus zu erklären, daß die Malerei der römischen Kaiserzeit ganz durch eine ältere Entwicklung bedingt war und jetzt nicht mehr Gestaltungsvermögen genug besaß, um die vielbehandelten Stoffe des griechischen Götter- und Heroenmythus mit neuen zu vertauschen.

Über die Technik dieser pompejanischen Wandgemälde hat der Maler Otto Donner eine sehr verdienstliche Untersuchung angestellt. Daraus ergiebt sich, daß die weit überwiegende Mehrzahl der pompejanischen Bilder mit mineralischen Farbstoffen auf den noch feuchten Grund der Wand (al fresco) gemalt ist. Auf den ersten groben Bewurf legte man drei Lagen Sandmörtel und darauf wieder drei Lagen Marmormörtel, der immer feinere Marmorstückchen als Zuschlag erhielt. Jede dieser Lagen wurde aufgetragen, bevor die darunterliegende völlig getrocknet war; dadurch, daß man die Farben auftrug, solange der Grund noch feucht war, erreichte man, daß sie für immer hafteten. Die Ausgrabung muß natürlich mit ungemeiner Vorsicht geschehen und dies um so mehr, weil die Wände sämtlich in durchnäßtem, ja durchweichtem Zustande vorgefunden werden. Presuhn, der eine Menge von Gemälden mit hat ausgraben sehen, versichert, daß die Farben in ihrem nassen, dunklen Glanze eine zauberhafte Wirkung hervorbringen.

---

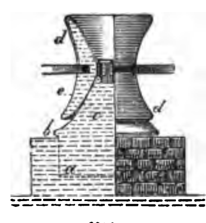
[1]) Augusto feliciter. — Vobis salvis felices sumus perpetuo. — Roma, vale!

„Wenn dann die Wände rasch ohne Einwirkung des Sonnenlichtes trocknen, so erhalten sie einen Ausdruck, der ruhiger, aber im Kolorit noch nicht blasser ist, und welcher ihrem ursprünglichen Zustande etwa gleichkommt. Aber schon nach einer kurzen Reihe von Tagen treten Veränderungen ein: zuerst zersetzt sich unter dem Einfluß des Lichtes der herrliche Zinnober und wird schwarz; blau und grün wird in der Regel schnell blaß. Mancher Farbenauftrag weicht sogleich dem geringsten Regen, ein anderer leidet weniger darunter, ein dritter endlich widersteht den heftigsten Schauern. Mit der Zeit erhärtet der Stuck wieder, und die Krystallhaut bildet sich neu; nun geht die Verwitterung langsamer vor sich oder schreitet überhaupt nicht fort. Der schlimmste Unfall ist es natürlich, wenn Feuchtigkeit in Öffnungen des Stucks eindringt und im Winter ein Frost dazu kommt; da ist die Wandmalerei unrettbar verloren. . . So ist der größte Teil der in Herkulaneum und Pompeji aufgefundenen Wände längst wieder untergegangen, und diesmal für immer. . .“ Die Direktion der Ausgrabungen läßt die wichtigeren Gemälde ausschneiden, wobei, nach Prof. Mau's gütiger Mitteilung, folgendermaßen verfahren wird. Man faßt sie an der Wand selbst in einen Holzrahmen und entfernt von hinten das Mauerwerk, bis nur der Stuck übrig bleibt; dann gießt man von hinten Gips darauf und nimmt das Ganze heraus, um es nach Neapel ins Museum zu bringen. Natürlich verlieren die Bilder durch die Fortschaffung viel an ihrer Wirkung; aber von zwei Übeln ist dies jedenfalls das kleinere. Betritt man die Säle, in denen sie aufbewahrt werden, so findet man die besseren Sachen fast immer von einheimischen Malern umlagert, die ihre Kopien dem fremden Besucher bereitwilligst für ein Billiges überlassen. Diese Nachbildungen sind bisweilen in Farbe und Zeichnung sehr schön, ja nicht selten zu schön, so daß sie kein getreues Bild der Originale mehr bieten. Jedenfalls entbinden sie den Beschauer nicht von der Pflicht, die Originale genau zu betrachten, obgleich dies manchmal so mühsam ist, als wenn man den Homer aus einer zum Teil verloschenen und beschädigten Handschrift herausstudieren sollte.

16.

In seinem hübschen Vortrage über Pompeji weist Nissen darauf hin, daß Pompeji sich durch das Fehlen großer Fabrikanlagen

durchaus von jeder modernen Stadt unterscheidet. Wie hätte man auch bei der ausschließlichen Benutzung der Handarbeit zu einer der modernen ähnlichen Entwicklung der Industrie kommen sollen? Anstatt eine große Zahl Arbeiter in einer einzigen Werkstätte zu vereinigen, begnügte man sich damit, eine Reihe selbständiger Werkstätten, jede mit einer beschränkten Zahl von Arbeitern, zu unterhalten. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn zwar alle Gewerbe, bei denen eine gewisse künstlerische Beanlagung mit in Frage kam, in hoher Vollendung dastanden, während andere, rein technische, auf der Stufe der Kindheit verharrten.[1]) Die Mühlen z. B. sind in Pompeji ziemlich zahlreich, aber alle zeigen eine höchst unbeholfene Konstruktion. Wir traten in den inneren Hof eines Hauses der Herkulanerstraße und fanden hier gleich vier Mühlen nebeneinander. Man denke sich einen runden Unterbau, der aus Bruchsteinen aufgemauert ist, und darin fest eingelassen einen kegelförmig zulaufenden Lavastein. Darüber ist ein beweglicher steinerner Doppeltrichter gestülpt, an dessen Seiten sich zwei Löcher befinden. Das Getreide schüttete man oben in den Trichter, ließ hölzerne Hebelarme in seine Löcher ein und drehte ihn um den Steinkegel, wodurch das herabgleitende Getreide zwischen den beiden Steinen zermalmt wurde und als Mehl — ob besonders fein gemahlen, ist wohl die Frage — unten herausfiel. Das Drehen muß eine sehr schwere Arbeit gewesen sein; man begreift, was es für den widerspenstigen Sklaven zu bedeuten hatte, wenn der Herr ihm drohte: „Warte, ich schicke dich in die Mühle!“ Daß man zum Drehen manchmal auch Esel oder Maultiere benutzte, geht schon daraus hervor, daß der Boden ringsum gepflastert ist. Einige Schritte weiter, und wir stehen vor dem Backofen das Geschäft des Bäckers war von dem des Müllers noch nicht getrennt. Er ist so wohlerhalten, daß es einem intelligenten Bäckermeister nicht schwer fallen müßte, ihn wieder in Betrieb zu setzen, zumal er im wesentlichen unserem jetzigen Backofen gleicht. In dem Backzimmer sind noch die Vorrichtungen zum Kneten des Teiges sowie die gemauerten Füße des Tisches vorhanden, auf



Mühle.

---

[1]) Nissen, Pompeji[3] (1890), S. 28.

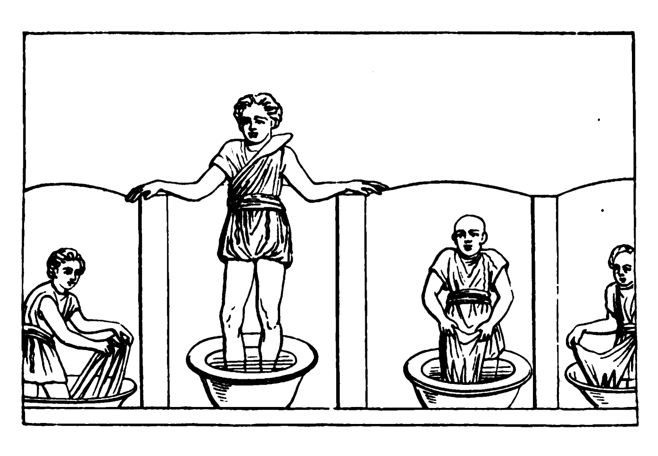
dem das Brot geformt wurde, und neben dem Backofen findet man die eingemauerten Thongefäße, die vermutlich Wasser zum Anfeuchten des Brotes vor dem Backen enthielten. Aus einem anderen, noch wohlverschlossenen Backofen, in den also keine Asche eingedrungen war, hat man nicht weniger als 81 Brote in derselben Reihenfolge gezogen, die der Bäcker ihnen am 24. August des Jahres 79 angewiesen hatte. Zwölf davon werden im Museum zu Pompeji aufbewahrt. Sie sind rund und tellergroß; oben sind sie durch Einschnitte in acht Abteilungen zerlegt. Auf einem der Brote bemerkt man auch eine Stempelinschrift, welche uns belehrt, daß dies Brot von Celer, einem Sklaven des Q. Granius Verus, gebacken worden ist.[1])

Nicht minder genau sind wir über die Tuchwalkereien unterrichtet, deren man in Pompeji drei ausgegraben hat. Alle römischen Bürger, die etwas auf sich hielten, trugen bekanntlich die wollene Toga; es war das Gewand, welches die Herren der Welt bezeichnete, Romanos rerum dominos gentemque togatam, wie Virgil sagt. Nun war freilich die Toga mit ihrem mannigfachen Faltenwurfe ein sehr stattliches Gewand; da sie aber von weißer Farbe zu sein pflegte, so wurde sie leicht unsauber. Dann schickte man sie in die Walkerei; „von einer sogenannten großen Wäsche, unter welcher Staatsaffaire eine ganze Woche hindurch alle Familienmitglieder zu leiden gehabt hätten, kann für das römische Altertum beinahe gar nicht die Rede gewesen sein.“[2])

[1]) Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß man in der verschütteten Stadt auch allerlei andere Eßwaren gefunden hat. Sie pflegen das Interesse des Besuchers in besonderem Maße zu erregen, so daß er wohl an bedeutenden Kunstwerken vorübereilt, um sie zuerst zu sehen. Man glaubt, den alten Bewohnern einen Schritt näher zu treten, wenn man sie gleichsam bei Tische liegen sieht. Außer den Resten eines Fisches sieht man Eier und eine schwammige Masse, die wohl Honig sein wird. In einem anderen Schranke stehen acht Glasröhren, von denen zwei Kaviar und die übrigen Oliven in Öl enthalten. In einem Bronzegefäß hat man das Skelett eines Kaninchens gefunden, das gerade an dem Tage gebraten werden sollte, wo die Verschüttung begann. Natürlich fehlen auch die Früchte des Nachtisches nicht: Feigen, Mandeln und Nüsse. Alle diese schönen Sachen sind natürlich nicht mehr in eßbarem Zustande erhalten; die Brote sind schon in der Ofenhitze, der sie zu lange ausgesetzt waren, verbrannt; aber auch die anderen Gegenstände sind im Laufe der Jahre derartig verändert, daß es bisweilen schwer hält, ihre ursprüngliche Beschaffenheit zu erkennen.

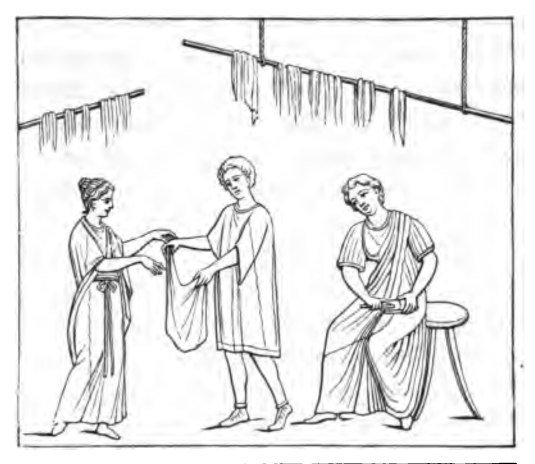
[2]) R. Fisch, Die Walker. 1891.

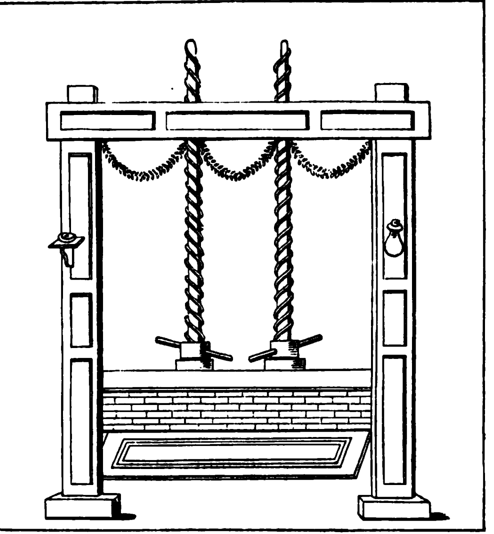
Die Kleider kamen hier zuerst in große Waschbehälter, die mit Wasser, Kreide und anderen wenig appetitlichen Ingredienzien angefüllt waren. Hatte man sie durch Treten mit den Füßen gehörig gereinigt, so wurden sie wieder herausgenommen und, naß wie sie waren, mit Stöcken geschlagen, wodurch sich die Fäden des Gewebes verfilzten. Dann wurden sie getrocknet, mit einer scharfen





Die Walkerei. Pompejanische Wandgemälde.





Die Walkerei. Pompejanische Wandgemälde.

Bürste bearbeitet und über einem Weidengeflecht unter Anwendung von Kohlenpfannen geschwefelt. Waren sie alsdann abermals gebürstet und geschoren, so kamen sie endlich unter eine Presse, die etwa denen glich, die man bei der Weinlese gebraucht. Eine Anzahl dieser Verrichtungen finden wir auf einer pompejanischen Wandmalerei dargestellt, die man in einer Walkerei gefunden hat. Auf dem ersten Bilde sieht man in Nischen vier Kübel; in jedem steht ein Walker und bearbeitet die Kleider mit den Füßen oder mit den Händen. Auch auf dem zweiten Bilde sind vier Personen dargestellt. Ein junger Arbeiter kratzt mit einer Art Striegel ein Gewand auf, während rechts ein anderer das Gestell zum Ausbreiten der Kleider herbeiträgt, das wie ein Hühnerkäfig oder wie eine Krinoline aussieht; links aber sitzt eine Aufseherin und erteilt einem jungen Mädchen, das mit der Ausbesserung zerrissener Kleider beschäftigt zu sein scheint, irgend eine Anweisung. — Obgleich die Walker meist der untersten Klasse des Volkes angehörten und die gewöhnlichen Arbeiter

natürlich Sklaven waren, so machten sie doch in jeder römischen Stadt einen wichtigen Stand aus, denn niemand konnte ihre Dienste entbehren. Das wußten die wackeren Meister denn auch recht gut und bildeten sich nicht wenig darauf ein. Sie schlossen sich zu einer Innung zusammen und feierten jedes Jahr ein großes Fest voll ausgelassener Lustbarkeit, das bisweilen freilich, wie wir aus einem noch in Pompeji befindlichen Gemälde ersehen, mit einer schlimmen Prügelei endigte und eine Gerichtsverhandlung im Gefolge hatte. Die Patronin der Walker war keine geringere als Minerva, die Göttin aller Geschicklichkeit, weshalb der Maler des oben erwähnten Bildes auch nicht versäumt hat, die Eule, den Vogel der Minerva, auf der Spitze des Gestells anzubringen. Weil nun die Walker für launige Gesellen galten, die einen kräftigen Witz nicht verschmähten, so beschäftigte sich auch das Lustspiel gern mit ihnen und brachte sie nicht selten auf die Bühne. Die Trägheit und Ungeschicklichkeit der Arbeiter, der Streit und Zank unter ihnen, die gegenseitigen Foppereien, das Rennen und Schelten der zahlreichen Kunden — das alles wurde im Lustspiele dargestellt; auch der Thürhüter tritt gelegentlich auf und spricht, ärgerlich über seinen ermüdenden Dienst, der ihn bis zum Abend auf den Beinen hält:

„Wahrhaftig, wenn jetzt einer noch
Mir klopft an unsre Ladenthür,
So kriegt er in den Kopf ein Loch
Mit diesem festen Schieber hier!“

17.

Die „letzten Tage von Pompeji“ sind auch für uns schneller gekommen, als wir gedacht hatten; diese Zeilen schreibe ich schon wieder aus Neapel. Wir waren zuletzt vom Morgen bis zum Abend in Bewegung, um aufzusuchen, was wir noch nicht gesehen hatten, und um das Wichtigste zum dritten oder vierten Male zu betrachten. Den Beschluß machte eine Umwanderung der Mauern und eine genauere Besichtigung der Thore Pompejis, durch die wir so oft aus- und eingegangen waren. Wir begannen mit dem Seethore, das die einzige von Westen in die Stadt führende Straße überspannt. Der Weg steigt steil an, so steil, daß er unmöglich für Wagenverkehr benutzt werden konnte; auch hat man an dieser Stelle nirgends eine Spur von Wagengeleisen im Pflaster

gefunden. Das Thor selbst besteht aus zwei Durchgängen, beide überwölbt, beide gleich düster und finster, den mittelalterlichen Thoren so mancher italienischen und deutschen Stadt durchaus vergleichbar. Der breitere Durchgang war wohl für Lasttiere bestimmt, der schmale für Fußgänger; beide waren verschließbar, wie sich aus den erhaltenen steinernen Thürpfosten ergiebt. Vor dem breiteren Eingange befindet sich rechts eine Nische, in der man die Reste einer Thonstatue der Minerva gefunden hat, die hier als Schutzgöttin der Thore verehrt wurde. Setzt man den Weg durch das Thor fort, so trifft man etwa in der Mitte einen Eingang zu ziemlich großen, gleichfalls überwölbten Räumen, deren Bestimmung nicht klar ist; vielleicht waren es Magazine. Auf der ganzen Strecke vom Seethore weiter nach dem Herkulanerthore sucht man die alte Stadtmauer vergebens. Der Friede, den Kaiser Augustus der Welt geschenkt hatte, erschien den nächsten Geschlechtern für immer gesichert; vollends fern lag ihnen der Gedanke, daß Italiens blühende Landschaften noch einmal wieder von feindlichen Waffen bedroht werden könnten. So begann man denn, die zinnengekrönten und turmbewehrten Stadtmauern, an denen einst das Genie Hannibals zerschellt war, überall da einzureißen, wo sie ein Hindernis für den wachsenden Verkehr bildeten. Daß auch Pompeji an dem allgemeinen materiellen Aufschwunge teilnahm, beweisen am besten die hohen, dreistöckigen Häuser, welche an der ganzen Westseite die Stelle der alten Mauer einnahmen und in denen wir wohl Geschäftshäuser sehen dürfen. Auch das Herkulanerthor, das stattlichste der acht Thore Pompejis, ist ein beredtes Denkmal dieser Friedenszeit. Schon seine bedeutende Breite weist darauf hin, daß es unmöglich eine alte und für ernstliche Verteidigung berechnete Anlage sein kann. Das ursprüngliche Thor wurde, so darf man annehmen, in den Kämpfen des Bundesgenossenkrieges mit einem Teile der Mauer niedergerissen; aber während die Mauer nicht wieder aufgerichtet ward, erneuerte man später das Thor, welches den Haupteingang in die Stadt bildete. Es hat bei nicht geringer Tiefe einen dreifachen Durchgang: in der Mitte für Wagen und Lasttiere, rechts und links für Fußgänger. Vor diesem Thore beginnt die Gräberstraße. Hier sieht man gleich zur Linken eine Nische, die lange Zeit als ein Wachthäuschen für den Posten am Thore angesehen worden ist; ja, man wußte weiter zu berichten, es sei darin das Gerippe eines



Restaurierte Ansicht des Herkulanerthors zu Pompeji.

tausendjährigen Thorwarts gefunden worden, eines Soldaten, mit der Hand vor dem Munde; der Brave habe seinen Posten nicht verlassen wollen, bis er in der heißen Luft erstickt sei. In Wirklichkeit hatte aber Pompeji gar keine militärische Besatzung, und die Nische ist nichts anderes als das Grab des M. Cerrinius Restitutus. Rechts vom Herkulanerthore führt ein bequemer Aufgang auf die Stadtmauer, die gerade an dieser Stelle gut erhalten ist. Vergebens mühte sich Sulla im Bundesgenossenkriege, sie zu brechen; erst nach einer zweiten Berennung gelang ihm dies, worauf dann ausgediente Krieger seines Heeres in Pompeji angesiedelt wurden und ein Drittel der Feldflur erhielten. Die Mauer ist etwa 6 m breit und mag schon den alten Bewohnern als angenehme Promenade gedient haben, zumal da sie schöne Aussichten nach beiden Seiten bietet. Sie besteht aus zwei Steinwänden, deren Zwischenraum mit Schutt und Erde ausgefüllt ist. Nicht überall bestehen diese Wände aus großen, genau aneinandergefügten Quadern; an vielen Stellen ist der alte Quaderbau durch junges Mauerwerk aus kleinen Lavasteinen ersetzt.[1]) Viereckige Türme mit Zinnen

[1]) Mau, Führer durch Pompeji, S. 85.

und Schießscharten erhöhten in ungleichen Zwischenräumen ihre Festigkeit. Obgleich diese Türme nur unvollkommen erhalten sind, so sieht man doch aus den Treppenresten, daß sie zwei Stockwerke hatten. Daß gerade hier an der Nordseite drei Türme dicht aufeinander folgen, ist kein Zufall: offenbar war diese Stelle die von Natur schwächste, weil hier kein Abhang ist, sondern der die Stadt tragende uralte Lavastrom sich nach dem Vesuv zu fortsetzt. Im Osten und Süden ist die Mauer bis jetzt nur ungenügend ausgegraben worden. Von den noch übrigen sechs Thoren sind nur zwei deutlich erkennbar, das Nolaner- und das Stabianerthor. Beide sind ältere Bauwerke und tragen durchaus noch den Charakter von Befestigungsthoren. Das Nolanerthor ward früher fälschlich als Isisthor bezeichnet, weil man den oben an der Innenseite angebrachten weiblichen Kopf für den der Isis hielt; jetzt, wo man gelernt hat, die oskische Inschrift richtiger zu deuten, hat man darin die thorschützende Minerva erkannt. Auch das altertümliche Stabianerthor zeigt zwei Inschriften in oskischer und lateinischer Sprache, die von der Pflasterung der hier beginnenden Straßen handeln. Außerhalb der Thoranlage sieht man noch zwei schöne Grabdenkmäler, die wie halbrunde Sitze gestaltet sind; dann hören hier die Ausgrabungen auf. Vom Stabianerthore kehrten wir durch die Abbondanzastraße nach dem Forum zurück, stiegen noch einmal zum hochragenden Jupitertempel empor und nahmen hier Abschied von diesem einzigen Orte. Pompeji war uns kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name; die tote Stadt war uns wieder lebendig geworden, und wir konnten in die Worte des Dichters einstimmen, dessen Verse uns so oft bei unseren Wanderungen begleitet hatten:[1])

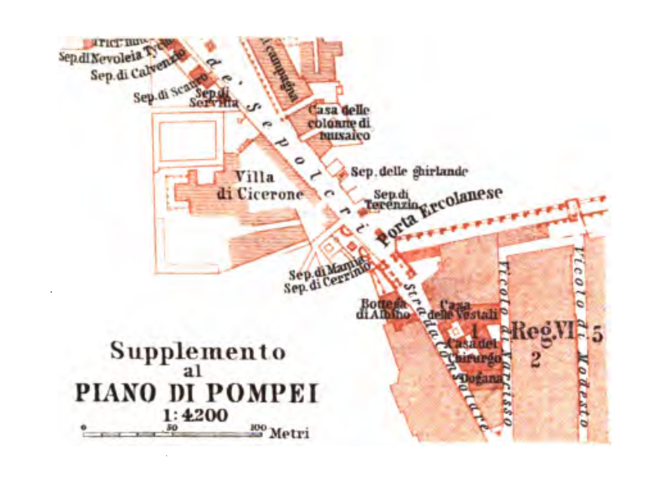
„Wie ist stille, o Tod, und wie schön dein farbiges Reich hier
Unter den Trümmern Pompejis, im Hag der umwölbenden Asche!
Anders erscheinst du im Schutte von Rom uns, ein ragender Cäsar,
Der vom appischen Weg durch gähnende Bogen hereinzieht;
Aber ein lockenumkräuselter Knab', wie der lachende Amor,
Thanatos, scheinst du uns hier, in dem flimmernden Schutte Pompejis,
Spielend mit goldigem Staub und mit Scherben zerbrochener Vasen."

[1]) Gregorovius, Euphorion, vierter Gesang (Thanatos und Eirene).

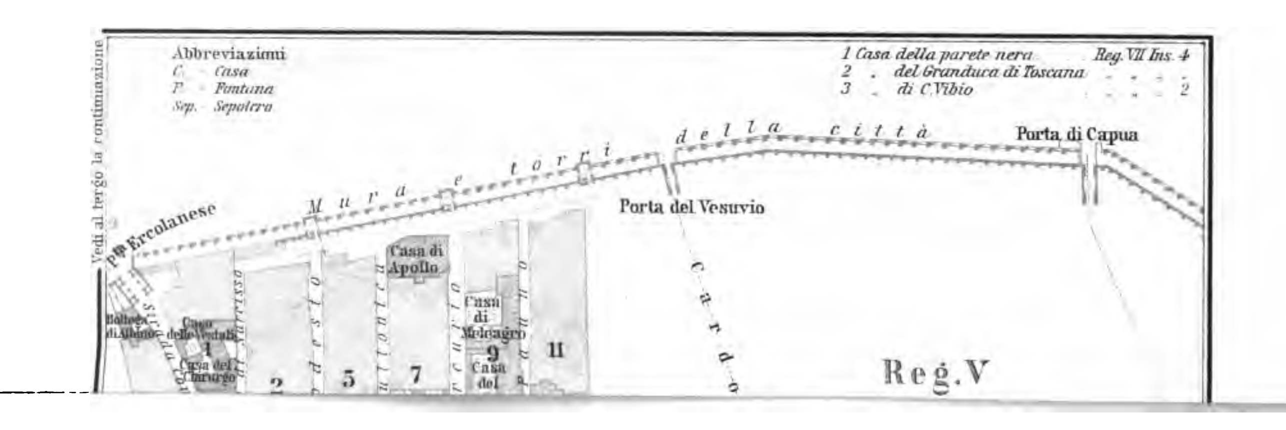


Namen- und Sach-Register.

(Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahl.)



Sep. di Nevoleia Tyche
Sep. di Calvenzio
Sep. di Scauro
Sep. di Servilia
Strada de' Sepolcri
Casa delle colonne di musaico
Villa di Cicerone
Sep. delle ghirlande
Sep. di Terenzio
Porta Ercolanese
Sep. di Mammia
Sep. di Cerrinio
Bottega di Albino
Casa delle Vestali
Casa del Chirurgo
Dogana
Strada Consolare
Vicolo di Narcisso
Vicolo di Modesto
Reg. VI
1
2
5
Supplemento al PIANO DI POMPEI
1:4200
0
50
100
Metri


Vedi al tergo la continuazione
Abbreviazioni
C. - Casa
F. - Fontana
Sep. - Sepolcro
1 Casa della parete nera Reg. VII Ins. 4
2 . del Granduca di Toscana
3 . di C. Vibio 2
Mura e torri della città
Porta di Capua
Porta del Vesuvio
Ercolanese
Casa di Apollo
Casa di Meleagro
Casa del Chirurgo
Casa delle Vestali
Bottega di Albino
Strada
Cardo
Reg. V
1
2
5
7
9
11


BOOK DUE
WIDENER
MAY 2 3 2002
WIDENER
CANCELLED

